

WESTFALENHÜTTE





WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der

Hoesch-Westfalenhütte AG Dortmund

10. Jahrgang - Nr. 8 - August 1958

Unsere Bilder:

Titelbild: Die Zeit der Reife

Obenstehend:

Urlaub „über den Wolken“

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG
Dortmund,

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Hoischen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Aus dem Inhalt:

Abschied vom Alltag

Zivilcourage unerlässlich

Steigende Produktivität ist beste
Sozialpolitik

Anzahl der Studierenden

Spiegelbild der deutschen Nachkriegs-
jugend

Gustav Schwentke

Heinrich Willmer

Unsere offene Tür

Dinge gibt's

Flamme empor

Eltern in der Lehrwerkstatt

Urlaub an der Mosel

Was lesen Ihre Kinder?

Für unsere Fotofreunde

Ihr werdet doch kein Geld
verschenken?

Verbesserungsvorschlag

Verdienstvolle Mitarbeiter

Technik und Produktion

Blick in die Presse

Der Neid auf den Fußgänger

Betriebskrankenkasse

Wir kommentieren

Aus unserer Sozialarbeit

Unser Briefkasten

Das interessiert die Frau

Unsere Mode

Neue Bücher aus der Büchergilde

Aus unserer Heimat

Burgen an der Ruhr

Glücks- und Falschspiel

Corfou

Ein warmes Bad für den Ritter
Parsival

Etwas über den blauen Dunst

Das Rätsel

Der Hüttenkieker

Ein Bahnsteig hat schon an gewöhnlichen Tagen seine besondere Atmosphäre. Eine Spannung, die im Abschied zwischen Abfahrenden und Zurückbleibenden liegt.

Der Abfahrende hat immer etwas vom Abenteurer an sich, der andere bleibt nur zurück.

Bahnhof ist Trennung. Für die Ankommenden ihr Ende, für die Abfahrenden der Anfang. Auch die Temperamente scheiden sich hier: die Vitalen, die auf die Zukunft losgehen, lieben die Abfahrt, die Verwurzelten und die, die am Gestern hängen, lieben die Rückkehr.

Das ganze Jahr über hängt unter den Glasgewölben der großen Bahnhöfe die Melancholie des Abschieds, der Trennung und des Fernwehs. Nur einmal eigentlich, wenn die Tage am längsten sind, empfindet man die Luft, die durch die Hallen zieht, nicht als Zugluft, sondern als frischen Wind, der die Sentimentalitäten fortweht.

Dann ist es plötzlich ganz anders. Statt der Handkoffer hastiger Geschäftsreisender überwiegen Reisetaschen mit farbigen Schottenmustern, statt Hüten sieht man Sportmützen, die ersten offenen Kragen ohne Schlips, die Koffer sind größer und bunter geworden, und das innere Gleichgewicht der Urlaubsvorfreude überspielt die ungleiche Belastung des Rückens mit Rucksäcken und der Brust mit Kameras.

Frauen, die sonst zurückblieben, steigen mit ein; Kinder sind aufgeregt — wie anders sieht ein Bahnsteig durch ein offenes Zugfenster aus, als wenn man nur unten steht und Vati nachwinkt...

Und wenn man sich eingerichtet hat im Abteil, und der Alltag mit Pflichten, Terminen, Chefs und was einen so belastet — wenn das alles von Minute zu Minute wie Steine von der Seele rollt, dann steigt man noch einmal aus, kauft eine Illustrierte, drei Bananen und für sich selbst „10 mit Filter“ (dürfen's auch zwölf sein?) — und geht nach vorn zur Lokomotive.

Wenn man früher eine Reise tat, klopfte man vorher dem Pferd noch ermunternd den Hals und prüfte die Eisen unter den Hufen. Die Loks, die uns heute auf die Reise ziehen, sind zu vertüfelt, als daß wir sie prüfen könnten, aber etwas vom Hals-Klopfen ist wohl noch dabei, wenn wir das Dampfroß durch die dichten Schwaden betrachten, die es vor der Abfahrt zischend abläßt. J. Brandes



© Abschied vom Alltag

Zivilcourage unerläßlich

Das politische Wort, daß jedes Volk die Demokratie hat, die es verdient, läßt sich auch auf das Arbeitsverhältnis, und zwar in der Form abwandeln, daß man sagt: „Jeder hat den Vorgesetzten, den er verdient.“ Seine Vorgesetzten kann man sich natürlich nicht aussuchen. Was man aber kann — ist, ihnen durch aufrichtige, interessierte Mitarbeit, durch Leistung, Takt und vor allem dadurch, daß man Zivilcourage zeigt, die Achtung vor der Persönlichkeit und Meinung der Untergebenen abzurufen, ohne die eine freudige, fruchtbringende Zusammenarbeit nicht möglich ist.

Sie liegt uns Deutschen nicht sehr, diese Zivilcourage, weil wir durch unsere geschichtliche Entwicklung, die vorwiegend im Zeichen autokratischer Regierungsformen stand, sozusagen erblich belastet sind. Um so mehr müssen wir uns von dieser „Erbmasse“ freimachen und zum Bewußtsein unserer selbst, des Wertes der eigenen Persönlichkeit, sowie der des Mitmenschen gelangen. Nicht nur in der staatlichen und kommunalen Sphäre — auch im Beruf, am Arbeitsplatz, im Betrieb. Jeder aufgeschlossene und verantwortungsbewußte Mitarbeiter eines Unternehmens, ganz gleich, an welchem Platz er steht, sollte daher die Verpflichtung spüren, an den Dingen des gemeinsamen Schaffens in dem Umfange innerlich teilzunehmen, den er übersehen und verstehen kann. Aus dieser inneren Teilnahme erwachsen dann auch die Erkenntnis dessen, was richtig oder falsch ist, und die Sicherheit der freimütigen, sachlichen Meinungsäußerung — eben die Zivilcourage.

Die freimütige Meinungsäußerung,

das ist es, was das Wesen der Zivilcourage ausmacht. Sie ist weder verwandt mit dem Widerspruch an sich, mit der Kritik um der Kritik willen, noch mit dem vorschnellen Urteil und schon gar nicht mit dem Hineinreden in Dinge, die man nicht versteht. Sie gedeiht auch nicht auf dem Boden der Trägheit und nicht im Klima der Lauheit und des ewigen Ja-sagens, eben weil sie unbequem ist, weil man ihr erst nach ernster gegenständlicher Prüfung Ausdruck geben kann.

In unserer Zeit wird nur das Unternehmen auf die Dauer erfolgreich sein, das in einer echten betrieblichen Gemeinschaft wurzelt, der sich jeder Mitarbeiter verpflichtet fühlt. Wenn ich meine Arbeit ernst nehme, muß ich auch den Mut zum Widerspruch haben, nämlich dann, wenn ich aus dem Streben nach der besten Lösung im Interesse des Betriebes bzw. Unternehmens erkannt habe, daß mein Widerspruch berechtigt und somit produktiv ist. Mit einer übertriebenen Vorsicht und Zurückhaltung, mit den ewigen Bedenken, man könnte eventuell Anstoß erregen und sich dadurch selbst schaden, ist niemandem gedient. Dem Betrieb nicht und mir nicht. Im Gegenteil — wenn ich gegen meine Überzeugung, gegen mein besseres Wissen ständig den Dingen ihren Lauf lasse und nur dem Ausdruck gebe, von dem ich glaube, daß es in anderen Ohren angenehm klingt, schade ich dem Betrieb und somit letzten Endes auch mir selbst.

Kein Vorgesetzter ist unfehlbar, ganz gleich, welchen Rang er einnimmt!

Wenn aber von den „Untergebenen“ gefordert wird, mehr Zivilcourage zu zeigen, dann muß auch im gleichen Atemzuge von den „Vorgesetzten“ verlangt werden, daß sie diese Zivilcourage gelten lassen.

Der Vorgesetzte hat es leicht,

seine Ansicht vor Untergebenen auszusprechen und ihr Nachdruck zu verleihen. Nicht immer und ausschließlich kommt es aber auf seine Meinung an, und nicht immer ist diese die einzig richtige. Er muß es gelten lassen, daß auch seine Mitarbeiter recht, ja, gelegentlich sogar bessere Einfälle haben, und er muß sich von der Neigung fernhalten, nicht genehme Ansichten übel zu vermerken, sie vielleicht sogar zu unterdrücken. Diese Neigung ist nur allzu menschlich, weil die Machtbefugnisse, die der Vorgesetzte zwangsläufig zur Durchführung seiner Führungsaufgabe erhalten muß, zum Mißbrauch reizen. Je abhängiger der Untergebene aber, desto schwerer wird er diesen Mißbrauch, diese oder jene allzu menschliche Unzulänglichkeit ertragen, und desto mehr wird sich sein soziales Unbehagen vertiefen. Es geht hierbei weniger um die rauhe Schale als vielmehr um den guten oder faulen, manchmal vielleicht auch nur verbogenen Kern dieser oder jener Vorgesetzten. Mit der nötigen Einsicht und Selbsterkenntnis, aber auch mit einer entsprechenden Vorgesetztenauswahl und Vorgesetztenausbildung läßt sich da manches zurechtrücken und manches Übel ausmerzen. Und mit der richtig verstandenen Zivilcourage, die nicht zuletzt auf der gegenseitigen Achtung und dem daraus resultierenden gesunden Selbstbewußtsein beruht.

Die patriarchalische Betriebsführung hat sich längst überlebt.

Heute ist der Betrieb eine der wichtigsten Keimzellen unserer noch jungen Demokratie. In ihm wird daher auch über den Bestand der Demokratie mitentschieden. Zum Wesen der Demokratie gehört die Meinungsfreiheit, der Mut, seine Meinung zu äußern, die Zivilcourage. Deshalb sollte man letztere im betrieblichen Leben pflegen und es als erstrebenswertes Ziel ansehen, daß auch der letzte Mitarbeiter frei und offen seine Meinung äußert, auch wenn diese mit der des Vorgesetzten nicht in Einklang steht. Und deshalb sollte es auch zu den vornehmsten Pflichten jeder Unternehmensleitung gehören, darauf zu achten, daß der Meinungsfreiheit und der Zivilcourage gerade in den mittleren und unteren Bereichen des Betriebes nicht von mitunter noch vorhandenen Ewiggestrigen Barrieren gezogen werden, hinter denen sich manches abspielt, das zu bösen Überraschungen führen kann.

Eingangs wurde gesagt, jeder hätte den Vorgesetzten, den er verdient. Man kann dieses Wort noch weiter, und zwar zu dem Erfahrungssatz abwandeln: „Jeder Vorgesetzte hat die Untergebenen bzw. Mitarbeiter, die er verdient.“ Auch das hat etwas mit der Zivilcourage zu tun.

Steigende Produktivität ist die beste Sozialpolitik

Wir berichten nichts Neues mit der Tatsache, daß der amerikanische Arbeiter einen sehr viel höheren Lebensstandard besitzt als jeder andere Arbeiter in der Welt. Und das Auto, das Herr Jedermann drüben fährt, gehört längst zu den festumrissenen Vorstellungen, die wir von der Neuen Welt besitzen. In Wirklichkeit sind Produktivität und Lebensstandard des Amerikaners etwa dreimal höher, als ihn europäische Völker haben, und man sieht in der ständigen Steigerung der Gütererzeugung das wirksamste Mittel der sozialen Sicherheit des Landes. Der uns nahezu unheimlich anmutende Stand der Technisierung des Produktions- und Arbeitsprozesses in den USA hat zur Folge, daß Maschinen und Fließband das Arbeitstempo bestimmen, weshalb in Amerika außerordentlich intensiv gearbeitet wird. Die Kaufkraft des Lohnes für eine Arbeitsstunde hat sich dafür in den letzten fünfzig Jahren verdreifacht, gleichzeitig sank die durchschnittliche Arbeitszeit von 60 Arbeitsstunden in der Woche auf 40 Stunden und weniger.

Die lieben Gröschelchen

Mit zunehmendem Wohlstand war auch der Spargroschen leichter zu erübrigen, so daß die amerikanische Durchschnittsfamilie heute über ein Sparguthaben in Höhe von etwa 4000 Dollar verfügt. Gas, Strom und Telefon sind sehr viel billiger als bei uns, und zum Teil auch die Tarife in den öffentlichen Verkehrsmitteln. Daher kann sich die amerikanische Arbeiterfamilie auch eine verhältnismäßig große und gut ausgestattete Wohnung leisten. Sie zahlt mindestens 15 Prozent ihres Lohneinkommens dafür, eher mehr. In den Großstädten zahlt sie sogar bis zu 25 Prozent des Lohnes, dafür sind die Wohnungen im Vergleich zu unseren Mietwohnungen aber sehr komfortabel. Mehr als 95 Prozent aller Häuser haben Elektrizität und damit auch Radio. In mehr als 80 Prozent aller Wohnungen sind Kühlschränke und Waschmaschinen angeschlossen. Fast überall ist Telefon.

Eine halbe Minute = 1 Zigarette

Nur 35 Prozent des Lohneinkommens werden für die Ernährung ausgegeben, und darin liegt wohl der Hauptschlüssel für das hohe Lebensniveau des Amerikaners. Für einen mittleren Stundenlohn von 1,50 Dollar kann er sich für ein bis zwei Tage reichlich und gut verpflegen, inklusive einem viertel Pfund Butter, Brot, Fleisch, Obst, Schokolade und Obst- oder Gemüsesaft zum Trinken. Ein Dutzend Eier kostet auf dem Supermarket 40 Cent, ein Pfund Butter 70 bis 75 Cent. Die Werkskantinen und sogenannten Cafeterias sind billig, gut und sauber. Ein Arbeiter bekommt dort für ein Drittel eines mittleren Stundenlohnes ein reichhaltiges, gutes Essen. Für zwanzig Zigaretten arbeitet er etwa zehn Minuten.

Was nun den berühmten Autoreichtum der Vereinigten Staaten anbelangt, so ist er nicht zuletzt durch die räumlichen Entfernungen bedingt. Fünf von sechs Familien fahren einen Wagen, und besonders hoch ist die Quote der Autobesitzer unter den Arbeitnehmern der Autoindustrien und den Bergleuten, die oft 100 Kilometer und mehr von und zur Arbeitsstätte zurücklegen, um in einer gesunden Umgebung fern von den Gruben zu wohnen. Aber Preis und Unterhaltungskosten für einen Wagen liegen um ein wesentliches niedriger als bei uns, und für einen Liter Benzin zahlt er nur ein Zwölftel des niedrigsten oder ein Zwanzigstel eines mittleren Stundenlohnes.

Anzahl der Studierenden auf einen planmäßigen Professor



23



43



96



158



47



47



23



66



133

Theologie



Humanmedizin



Rechtswissenschaft



Wirtschafts- u. Sozialwissenschaft



Geisteswissenschaft



Naturwissenschaft



Land- u. Forstwirtschaft



Architektur, Baving- u. Vermessungswesen



Maschinenbau Elektrotechnik, Berg- u. Hüttenwesen



Man könnte zu den obigen Zahlen einen bissigen Kommentar schreiben oder eine Gegenüberstellung aufzeichnen: hier die etatsmäßigen Mittel für Wissenschaft und Hochschulen, für die „wissenschaftliche Aufrüstung“ — dort... nun, es gibt manchen Ausgabeposten, der ein Hundert- und Tausendfaches beträgt.

Aber was uns interessiert: Nur die Technische Universität Berlin und die Technische Hochschule Aachen haben eine Fakultät für Bergbau und Hüttenwesen (die Bergakademie Clausthal sei ausgeklammert). Man will diesen Ausschließlichkeitszustand erhalten und spricht dabei von einer „Konzentration der Mittel“ — aber man fragt nicht nach

der damit erzwungenen Konzentration der Studierenden auf zwei revierferne Hochschulen, die es sicherlich Tausenden Söhnen „kleiner Leute“ aus finanziellen Gründen unmöglich macht, diese beiden Anstalten zu besuchen. Wenn man schon von einer „Konzentration“ sprechen will: Was liegt eigentlich näher, als das Studium des Berg- und Hüttenwesens dort zu konzentrieren, wo die Schwerindustrie ihren Standort hat, wo der so notwendige Nachwuchs heranwächst. Was liegt näher, als endlich die Technische Hochschule Dortmund zu errichten!

Die neue Regierung und der neue Landtag sollten hier eine ihrer vordringlichen Aufgaben sehen.

Spiegelbild

der deutschen

Nachkriegsjugend

Welche Wissenschaft neben der Atomphysik erregt in Deutschland immer wieder Aufsehen? Die Soziologie. Sie untersucht Veränderungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung. Sie beobachtet, wie die politischen und wirtschaftlichen Zeitverhältnisse den Lebensstil und die Lebensauffassung der Menschen prägen und wie der Lebensstil und die Lebensauffassung der Menschen wiederum die Zeitverhältnisse mitbestimmen. Unermüdlich reisen Soziologen umher, tragen sorgfältig überlegte Fragebogen bei sich, führen zwanglose Gespräche mit Gewährsleuten und erforschen so die Meinung breiter Volkskreise. Zeitungen, Zeitschriften und Bücher werden in wissenschaftlichen soziologischen Instituten auf kennzeichnende Tatsachenberichte hin durchsiebt. Jedesmal, wenn die Stimmung der Öffentlichkeit umschlägt, jedesmal, wenn die Menschen sich anders als früher verhalten, versuchen die Soziologen, die Ursachen, die Folgen und die Tatsachen selbst zu beschreiben. Ihre Bücher und Aufsätze über solche Tatsachenbestände und Veränderungen werden daher wertvolle Dokumente zur Zeitgeschichte. Eine umfangreiche Materialsammlung zum Lebensstil und zur Lebensauffassung der deutschen Nachkriegsjugend zum Beispiel beweist soeben erneut, wie genau die Soziologie den Finger am Pulsschlag der Zeit hält. Universitätsprofessor Dr. Helmut Schelsky, Hamburg, hat diese Materialsammlung durchgeführt und in seinem Buch „Die skeptische Generation“ (Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, 523 Seiten, Leinen, 26,— DM) veröffentlicht. Welche Beobachtungen Schelskys beeindrucken vielleicht am meisten?

Erinnere man sich, in welche Lage das deutsche Volk 1945 bei Kriegsende geraten war! Kriegsdienst, Tod, Gefangenschaft, Heimatvertreibung, Verschleppung hatten die Familien zerrissen. Eigentum war verloren durch Bomben oder Flucht. Arbeitsplätze fehlten. Ansehen und Stellung hatte so mancher Familienvater eingebüßt. Wohnungsnot und -enge der zerstörten Städte erschwerten das Zusammenleben. Daher entbrannte ein harter Kampf um die nackte Existenz. Nüchtern-

heit und Skepsis erfüllten die Menschen und gerade auch die Jugend. Eine neue realistische Haltung der Jugend — der Generation in der Entwicklungsphase vom Kind zum Erwachsenen — reifte in jenen Nachkriegsjahren heran und wurde für die Jugend allmählich so typisch, daß Schelsky sie eine „skeptische Generation“ und nach ihr sein Buch nannte. Immer wieder wissen sich die jungen Menschen heute in allen Lagen zu behaupten, durchzusetzen und sich der Umwelt anzupassen. In dem Mittelpunkt ihres Weltbildes steht der Beruf oder das Berufsziel. Mit welchen Folgen!

Starker Wille nach wirtschaftlicher Sicherheit und beruflichem Aufstieg

erfüllt die deutsche Industriestadtjugend der Gegenwart. Zwar bevorzugen viele Familien aus dem Bevölkerungskreis der selbständigen Gewerbetreibenden oft ebenso nachdrücklich die Beamtenlaufbahn oder die Intelligenzberufe, so wie traditionsverbundene Familien ihren Kindern ein „standesgemäßes“ Leben in dem gleichen wirtschaftlichen Milieu wie das Elternhaus anbahnen wollen. Im übrigen aber erscheint dem deutschen Jugendlichen selbst der Aufstieg zum Fachmann — zum Facharbeiter, zum Meister im Industriebetrieb, zum angesehenen Spezialisten — häufig als das Erstrebenswerte. Der Jugendliche bevorzugt deshalb gerne das große Industriewerk. Es bietet die erwünschte Spezialausbildung (oft in eigenen Lehrwerkstätten), zahlt hohe Löhne, hat eine streng geregelte Arbeitszeit und besitzt gute Sozialeinrichtungen. Scharfe Kritik erwacht deshalb unter der bauerlichen Jugend bei Vergleichen ihres Einkommens mit den Löhnen der Industrie. Eine immer größere Zahl wählt daher statt einer landwirtschaftlichen Tätigkeit einen „städtischen“ Beruf. Selbst die Schüler und Studenten teilen den Lebensstil und die Lebensauffassung der realistischen industriellen Generation, wenn auch auf ihre Weise.

Zwar verlängert das Leben im Elternhaus die Kindheit des heranreifenden Schülers der höheren Schule und Realschule, wie es in solchem Maße beim Lehrling der Industrie nach seiner erheblich kürzeren Volksschulzeit nicht der Fall ist. Trotzdem betrachtet der Schüler seine Ausbildung heute als einen Beruf wie jeden anderen. Der Lehrer ist für ihn nicht mehr ein Erzieher, sondern lediglich ein Vorgesetzter während des Unterrichts. Besonders erwachsen unter seinen Altersgenossen gilt der Schüler, der bereits außerhalb der Schule und des Elternhauses ein wenig arbeitet und Geld verdient.

Gänzlich auf ein schnelles Examen richten sich die Studenten der Universitäten und Hochschulen ein. Erheblich weniger als früher wechselt man die Universität, weil man sich bei einem Wechsel auf neue Professoren und ihre persönlichen Anforderungen einarbeiten muß und damit die Studienzeit verlängert, so daß das Studentenleben heute in vielem dem betriebsgebundenen Leben des industriellen Facharbeiters gleicht. Deutlicher als je zuvor drängt sich bei den Studentenverbindungen neben der Pflege brauchumsreicher Geselligkeit der Zweck einer stellenvermittelnden Organisation hervor.

Ehe und Familie gelten der nüchternen deutschen Nachkriegsjugend als Gemeinschaft, um alle Lebensaufgaben zu bewältigen. Frühe Eheschließungen nehmen zu und sind die Folge des Wunsches nach solcher Partnerschaft.

Viele dieser Eigenschaften — und das ist die erstaunlichste Feststellung Schelskys — teilt die deutsche Nachkriegsjugend mit der Jugend der europäischen Völker und der USA, obwohl sie durch den verlorenen Krieg ein völlig anderes Schicksal hatte. Welchen Lebensweg wird diese junge deutsche Generation einmal gehen, wenn sie das reife Alter des Erwachsenen erreicht und „auf der Höhe des Lebens“ steht?

Dr. K. R.



Von links: Betriebsratsvorsitzender Wilhelm Steegmann, Gustav Schwentke, Arbeitsdirektor Alfred Berndsen, Johannes Hoischen

Gustav Schwentke

Am 15. Juli wurde Gustav Schwentke 60 Jahre alt. Seit 38 Jahren — genauer gesagt: seit dem 2. Juni 1920 — ist er in unserer Hütte tätig. Beide Daten besagen an sich nicht viel, aber ... Doch blicken wir kurz zurück:

Seit November 1944 lag unser Werk still — schwerstens von Bomben getroffen und überwiegend zerstört. Es hatte keine Produktionsmöglichkeit mehr.

Es kam der totale Zusammenbruch eines total geführten Kriegs. Da fanden sich im Betrieb wenige alte Vertrauensmänner der Gewerkschaften und einige 1933 „abgelöste“ Betriebsratsmitglieder zusammen. Sie meldeten den Anspruch an, nun endlich mitzubestimmen, um mitverantworten zu können. Sie bildeten einen kommissarischen Betriebsrat; zu ihnen gehörte Gustav Schwentke. Das Ziel: das Werk muß wieder werden! Sie kämpften als Arbeitervertreter zusammen mit Technikern und Kaufleuten, aber auch gestützt auf die sich wieder bildenden Gewerkschaften, um das Werk, um ihr Werk, das zu allem noch auf der Demontageliste stand. Der Kampf schien aussichtslos. Aber sie eilten von Verhandlung zu Verhandlung. Und sie überzeugten gleichzeitig ihre alten Kollegen — die Gesamtbelegschaft betrug 1945/46 rund 5000 Mann —, daß sie Hunger, Kälte und Not am besten am Arbeitsplatz vergessen und nur dort überwinden könnten. So begann die Beseitigung der Trümmer und nach ihr der Aufbau. So begann „das große Wunder“.

Nach der ersten Betriebsratswahl 1946 wurde Gustav Schwentke Betriebsratsvorsitzender. Sicherlich: er war — wie jeder Betriebsratsvorsitzende — nach dem Gesetz „Gleicher unter Gleichen“, war Sprecher seiner Kollegen. Aber er war ein Motor, dynamisch, ausdauernd, seiner Aufgabe verhaftet, auch explosiv, was durchaus nicht stets ein Nachteil zu sein braucht. Er stand seinen Mann, auch gegenüber der Besatzungsmacht.

Ende 1946 lief die erste Produktion wieder an. Die alten Betriebe wurden aufgebaut und in Gang gesetzt. Immer neue Betriebe wurden geschaffen. Und die Belegschaftszahl wurde verdreifacht.

So war Gustav Schwentke zehn Jahre Vorsitzender des Betriebsrates und, nach der Gründung der Hoesch-Holding, von Juni 1952 bis Februar 1956 Sprecher des Gemeinschaftsausschusses der Betriebsräte der der Hoesch Werke AG angeschlossenen Unternehmen. Er ist Mitglied des Aufsichtsrates der Westfalenhütte seit dessen Bildung. Leider wurde er zweimal in den letzten Jahren durch Schlaganfälle schwer getroffen, was seine Arbeitskraft erheblich lähmte.

Es bedarf keiner Erläuterung mehr: Wann und wo auch immer vom Aufbau der Westfalenhütte und ihrer technischen und sozialen Einrichtungen gesprochen werden mag — stets wird man auch von Gustav Schwentke sprechen müssen und mit ihm von allen, die in schwerster Zeit erste Hand anlegten, um das zerstörte Werk zu dem auf- und auszubauen, was es heute ist: eines der größten und das vielseitigste Hüttenwerk Westdeutschlands mit einem anerkannten internationalen Ruf.

J. H.



Heinrich Willmer (links), Arbeitsdirektor Berndsen, Dr. Kirchhoff und Direktor Stämme

HEINRICH WILLMER

Man kann von ihm mit Recht sagen: Heinrich ist einer der „alten Braven“. Er ist selbstbewußt, weil er ein zuverlässiger und fleißiger Arbeiter ist, und er ist ein guter Kollege, weil er in seinem Nebenmann immer den guten Kern sucht. So ist Heinrich Willmer buchstäblich von den Kinderschuhen an. Schon als Kind trat er — in den schweren Zeiten unter Wilhelm — in die Jugendgruppe der politischen Arbeiterbewegung; kurz nach Beendigung seiner Lehre wurde er Mitglied der Gewerkschaft.

Diese Lehre als Elektriker begann er am 15. April 1907 auf unserer Hütte. Nach ihrem Abschluß war er noch zwei Jahre als Geselle bei uns tätig. Dann kündigte er im besten Einvernehmen, „weil ein anständiger Handwerker sich den Wind anderswo um die Nase wehen lassen muß, um ordentlich was zu lernen“. Er war dann bei mehreren Firmen tätig. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde Heinrich Willmer von der Hütte angefordert und trat am 5. August 1914 erneut in ihre Dienste. Der Beginn seines Dienstalters wurde in Anbetracht seiner früheren Tätigkeit auf den 17. Juli 1908 festgesetzt, so daß er jetzt sein goldenes Dienstjubiläum begehen konnte in — man möchte beinahe sagen: jugendlicher Frische. Denn man sieht es ihm wahrlich nicht an, daß er seit 45 Jahren elektrotechnischer Betriebsmonteur und Kolonnenführer im Martinwerk ist. Sein „goldenes Jubiläum“ wurde — bei der ihm entgegengebrachten Wertschätzung kein Wunder — zu einem eindeutigen Beweis des Vertrauens und der echten Kollegialität, die ihm von seinen Vorgesetzten und Mitarbeitern geschenkt werden.

Wir fragten ihn nach seinem Hobby. Er hat nur eins: die Politik. Nun, er ist Ehrenvorsitzender seiner Parteiortsgruppe. Er erinnerte u. a. an die früheren Zeiten, in denen der aufgeweckte Junge sich mit seiner Umwelt auseinandersetzte, und er meinte, daß der heutige Jugendliche schon so alt sei, daß er sich mit der Umwelt abfinde. Das mag manches beinhalten.

Wir wünschen Heinrich Willmer einen guten Weg in die fernere Zukunft.

Unsere offene Tür

Ein Primaner schrieb uns nach dem Besuch unserer Hütte:

Durch eines der vielen nüchternen Tore in der eintönig grauen Betonmauer betrete ich das große Werk und bleibe einen Augenblick wie betäubt stehen. Von allen Seiten dringt Arbeitslärm auf mich ein und schlägt wie eine Woge über mir zusammen. Geschäftiges Treiben überall: Männer in blauen, verschwitzten Arbeitskitteln, den verschmierten, zerbeulten Schutzhelm über dem rußigen Gesicht, hasten über den gepflasterten Vorhof. Zwischen ihnen eilen andere in weißen Mänteln, die Rolle mit Zeichnungen und Entwürfen unter dem Arm. Ihre helle Kleidung malt leuchtende Tupfen in das einheitliche Graubraun, das sonst überall vorherrscht.

Am Ende des Platzes, etwa 50 m vor mir, rattert ein kleiner Zug vorüber. Keuchend zerrt die kleine Lokomotive drei oder vier eisenbeladene Wagen hinter sich her und verschwindet dann zwischen den Werkhallen. Von irgendwoher dringt das aufdringliche Kreischen eines Kranes herüber, dann kracht plötzlich Eisen auf Eisen, und das Poltern fallenden Metalls verschluckt sekundenlang das Brummen eines in der Nähe laufenden Motors.

Noch immer leicht betäubt, begeben sich mit den Kameraden in das Bürogebäude, das in zweckmäßiger Sachlichkeit auf der linken Seite des Platzes steht. Wie befreiend wirkt die Stille hier drinnen. Aber wenig später verlassen wir es wieder in Begleitung eines erfahrenen Ingenieurs, der uns führen soll. Eine flache, aber breite Halle nimmt uns auf.

Und wieder Rattern und Krachen ringsum! Vor uns liegt die Walzstraße. Ein mächtiger, rotglühender Eisenblock wird vor meinen Augen in eine lange, dünne Schiene verwandelt. Stöhnend und ächzend wehrt sich das Material, um schließlich doch nachgebend von der stählernen Gewalt der unbarmherzigen Walzen zermalmt zu werden. Einige erklärende Worte unseres Führers folgen, und weiter geht es.

Wir stolpern über Höfe, winden uns enge Treppen hinauf und hinunter, kommen durch immer neue Hallen und sammeln uns schließlich in einem großen Gebäude. Hell ist es hier, wohlthuend hell. Saubere Wände, gekachelte Böden lassen uns nach all' dem Staub und Schmutz, durch den wir uns bewegt haben, aufatmen. Wir befinden uns im Energiespeicher des Werkes: Ungeheure Kessel lagern auf klotzigen Betonsockeln, darüber ragt die wuchtige Masse der gewaltigen Schwungräder. Teils stehen sie still, teils drehen sie tausend ihre zentnerschweren Speichen.

Auch hier gibt es keinen langen Aufenthalt. Wir haben uns schon ganz der geschäftigen Unrast des Betriebes angepasst und eilen jetzt weiter zum Kernstück des Werkes, zu den Hochöfen. Riesenhaft in ihren Ausmaßen ragen sie in den dunstigen Himmel, umwunden von einem Geflecht von Tausenden von Röhren, die wie ungeheure Schlangen die gewaltigen Zylinder umklammern. Wir sprechen nicht viel. Staunend verharren wir vor den Symbolen vollendeter Technik und menschlicher Schaffenskraft. Schauernd vernimmt mein Ohr das urgewaltige Brausen, das in den Giganten tobt. Fiebernd spürt der Körper die Wärme, welche die ungeheure Hitze seines Innern ausströmt, und gespannt starrt das Auge durch ein Guckloch in die züngelnde, wabernde Lohe, die in seinem Leibe wogt.



Schülerinnen . . .

Nur zögernd lenke ich meine Schritte weiter, und wieder verschluckt uns der Schlund einer Halle, aus der tosendes Rumoren dröhnt. Wir befinden uns im Thomaswerk. Polternd steigen wir über staub- und rußbedeckte Metallstufen, dann erblicken wir mächtige Stahlkübel, die sich wie vorsintflutliche Ungeheuer ducken. Es sind die Thomasbirnen. Winzig komme ich mir vor einem solchen Kübel vor, dessen flammendem Schlund ein drohendes Röcheln entflieht. Plötzlich brüllt eine Sirene kurz und dumpf auf, dann geschieht es: Schwerfällig hat sich soeben eines der Untiere emporgewälzt. Jetzt ist ein leichtes Zischen zu vernehmen, und dann jagt auf einmal ein feu-

. . . und Lehrer





Der Botschafter von Mexiko, hinter ihm Dipl.-Ing. Frank

riger Flammenpilz schräg gegen die Decke und sprüht für Minuten einen Funkenregen durch die weite Halle. Taghell ist der sonst so düstere Raum erleuchtet. Scharf wie die Puppen eines Schattentheaters heben sich die Umrisse der arbeitenden Männer ab. Wir stehen gebannt und schauen auf das überwältigende Schauspiel. Aber so plötzlich, wie es begonnen hat, ist es auch beendet. Die Birne senkt sich, und ein Strom flüssigen Stahls ergießt sich in einen schnell untergeschobenen Behälter, während sich drückende Hitze im Raum ausbreitet. Immer wieder verfolge ich den Vorgang, der sich jetzt in regelmäßiger Reihenfolge bei den anderen Kübeln wiederholt.

Zaudernd nur verlasse ich nach langer Zeit des Schauens den Platz. Gedankenvoll folge ich dem Führer und stehe plötzlich wieder auf dem großen Vorplatz. Kurz darauf schließt sich hinter mir das eiserne Tor, das mich am Morgen eingelassen hat. Ungewohnte Stille umgibt mich. Vor meinen Augen rollen die Ereignisse des Vormittages noch einmal wie ein Film ab, und ich denke an die Männer, die in ständiger Pflichterfüllung ihres schweren Dienstes die Grundlagen für Fortschritt und Segen der Technik schaffen.

Frank-Rüdiger Kuhn

Wir freuen uns, wenn Besucher unserer Hütte angeregt werden, ihre Eindrücke festzuhalten und uns zu schildern. In den letzten Wochen besuchten uns:

26 Lehrlinge aus Schweden, 20 Schüler der Wirtschafts-Oberschule Bremen, 35 Mitarbeiter der Ventilatoren-

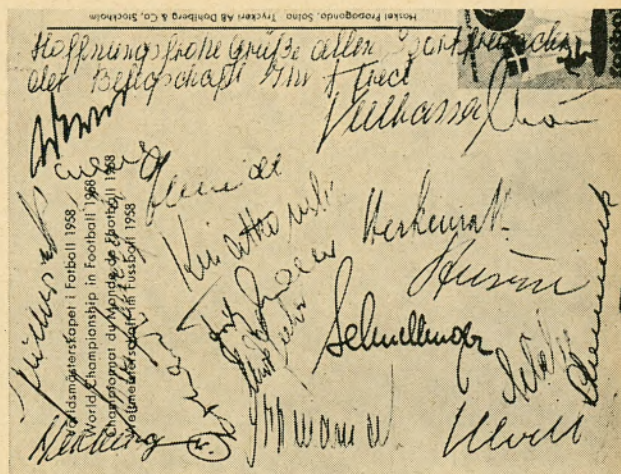
fabrik Oelde, 18 Schüler des Gymnasiums Witten, 35 Ärzte, 25 französische Schüler, 45 Lehrlinge von Kaiserstuhl, 10 Geschäftsfreunde aus Villigst, 35 Mitarbeiter der Phoenix-Nähmaschinen AG Bielefeld, 20 Schüler des Humboldt-Gymnasiums Dortmund, 35 Landwirte aus Kirchlingern, 38 Mitglieder des Verbandes Westd. Baustoffhändler, 30 Bauschüler aus Leverkusen, 32 Schüler der Landwehrschole Dortmund, 40 Studenten aus Münster, 40 Lehrlinge der Fa. Stephan Witte & Co., Iserlohn, 38 Schüler des Zeppelin-Gymnasiums Lüdenscheld, 11 Studenten und ein Professor aus Frankreich, 40 Schüler der Kreisberufsschule Meschede, 6 Betriebsratsmitglieder aus dem Saargebiet, 30 Schweden, 45 Landwirte aus Kirchlingern, 25 Lehrlinge der Berufsschule Gütersloh, 50 Mitglieder der IG Metall Bielefeld, 30 Schüler der Gewerbeschule Buren, 25 Schüler des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums Bonn und 75 Mitarbeiter der Bundesbahn Heidelberg.

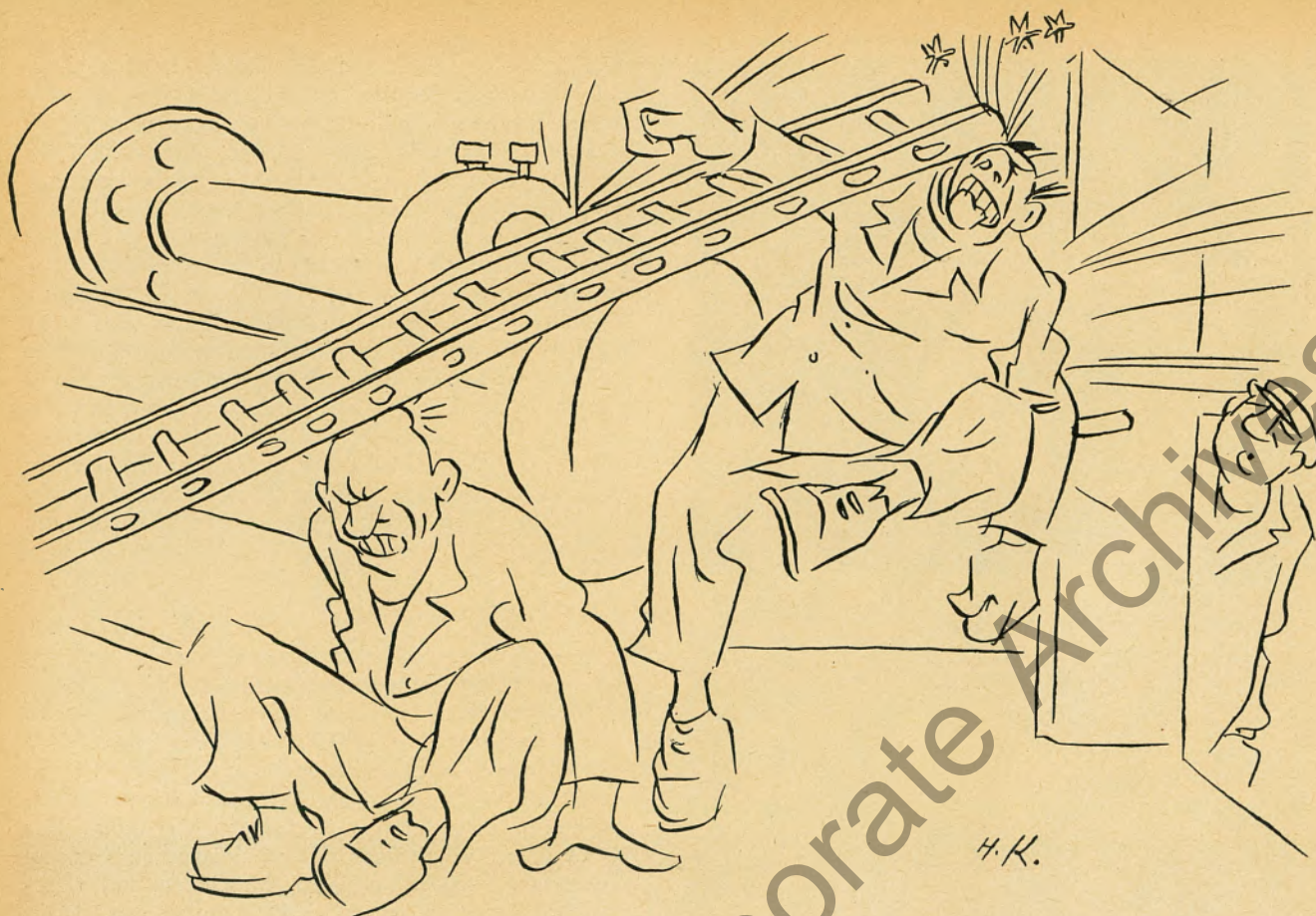
Der Botschafter von Mexiko

Dr. Alfonso Guerra Olivares nahm es mit der Besichtigung unserer Hütte besonders ernst: Er scheute sich nicht, hier und dort einen Handgriff zu versuchen, wie wir es auf dem nebenstehenden Bild sehen. Ihm kam es nach seinen Worten darauf an, sich von dem technischen Stand der Stahlproduktion im allgemeinen und unserer Westfalenhütte im besonderen zu überzeugen. Der Botschafter erklärte u. a.: 75 Prozent der mexikanischen Importe bestehen aus Investitionsgütern, Maschinen und Halbfertigfabrikaten, und gerade diese Dinge sind es, die in unserem Raum erzeugt werden. Nach den Worten des Botschafters ist sein Land sehr an Importen aus unserem Gebiet interessiert.

Viele Grüße allen Sportfreunden

sandte uns die deutsche Mannschaft auf Veranlassung unseres Mitarbeiters Fred Kelbassa aus Schweden. Aus technischen Gründen konnten wir die Grüße nicht eber ausrichten. Mögen sie deshalb um so herzlicher bei allen ankommen und uns noch einmal erinnern an die guten Kämpfe, die unsere deutschen Fußballer in den Ausscheidungskämpfen um die Weltmeisterschaft bestanden haben.





über die man nur den Kopf schütteln kann. Und genauso ein Ding ist bei uns vor nicht allzu langer Zeit auf der Hütte passiert (Tatsache! Ehrenwort!).

Da bekamen doch die beiden Maschinisten Anton und Karl vom Schichtmeister den Auftrag, eine Leiter, die an der südlichen Stirnwand der Gaszentrale stand, zu Dynamo 16 zu transportieren. Eine einfache Sache, wenn — ja wenn — man den bequemen und auch näheren Weg östlich der Halle nimmt, zumal hier so viel Platz ist, daß keine der laufenden Maschinen gefährdet werden kann.

Aber was taten unsere beiden „Helden“: Sie gingen an der westlichen Seite der Gaszentrale entlang (ausgerechnet!). Dabei mußten sie die Leiter über die Windkolbenstangen der Kompressoren 10 und 11 heben. Anton ging voraus, und es gelang ihm sogar, den Kompressor 10 zu passieren, aber dann (Achtung! jetzt kommt das Ding!) ließ er die Leiter so weit sinken, daß ein Holm den Gleitschuh der Kolbenstange berührte! Und nun geschah das, was nicht ausbleiben konnte: Der Gleitschuh wurde mit der Leiter spielend fertig und warf sie hin und her. Dabei erhielt Anton einen derartigen Schlag (wer in Physik aufgepaßt hat, weiß Bescheid: Länge des Hebelarms und dazu die angreifende Kraft usw. usw.), daß er durch die offene Tür der Gaszentrale hinausflog! Karl suchte den Boden auf!

Gott sei Dank war beider Schutzengel da und erinnerte unsere „Helden“ durch verhältnismäßig leichte Verletzungen daran, daß eine Hütte niemals ein artistisches Versuchsgelände sein kann! (Was wäre wohl geschehen, wenn die Tür der Gaszentrale nicht offengestanden hätte?)

Außer der Minute voller Angst und der Schmerzen kamen diesmal beide noch mit einer ernststen Verwarnung davon.

Ja, ja! Dinge gibt's...!

Dinge

gibt's...

Flamme

Trotz des Regenwetters hatten sich einige Hundert Zuschauer in unseren Sport- und Erholungsanlagen eingefunden, um das Sonnenwendfeuer zu erleben, das — wie alljährlich — von unseren Lehrlingen mit Fackeln entzündet wurde.

Gewerkschaftssekretär Fritz Hellemeier führte u. a. aus: Seit Jahren wird der längste Tag des Jahres auf der Westfalenhütte von alt und jung festlich begangen. Damit knüpfen wir an eine uralte Tradition an, denn schon seit Menschengedenken ist dieser Tag ein Triumph des Lichtes, das uns die Sonne spendet und mit ihm das Leben auf dieser Erde überhaupt erst ermöglicht.

Die Sehnsucht der Menschen nach Licht und Wärme und damit Geborgenheit vor den Unbilden der Umwelt findet in vielen Brauchtümern und Überlieferungen Ausdruck. Die lodernden Flammen und sprühenden Funken des Sonnenwendfeuers sind Symbol und Verpflichtung zugleich: Symbol für die Sonne, die Licht, Wärme und Leben bringt, und Verpflichtung, dem Menschen zu helfen in seiner Bedrängnis, ihm Licht und Wärme zu geben und mit ihm zu ringen für ein besseres Leben, damit er nicht verzweifelt und in Dunkelheit versinkt.

Das Licht der Sonne, erzeugt durch ungeheure Explosionen auf ihrer Oberfläche, bedeutet Leben, Wachstum und Wohlstand. Wohlstand allerdings nur dann, wenn alle Energien für den Frieden eingesetzt werden, wenn die Menschen gut sind und einander lieben.

Wehe uns aber, wenn das gleiche Licht, von Menschen künstlich erzeugt und in Atom- und Wasserstoffbomben kompensiert, mißbraucht wird. Dann bedeutet dieses Licht nicht Leben und Wärme, sondern Vernichtung und Tod. Daran wollen wir immer denken.

Alles, was morsch und faul ist in der Welt und in uns selbst, werfen wir in diese Flammen, damit unsere Herzen stark und geläutert die Glut unseres Willens hinaustragen zu denen, die verzagen und verzweifeln, um den Menschen für die Zukunft das lebenspendende Licht der Sonne zu erhalten und um uns alle einem besseren Leben entgegenzuführen.



empor!



Eltern in der Lehrwerkstatt

Wie in jedem Jahr, fand eine Elternbesprechung im großen Aufenthaltsraum der Abteilung Lehrwerkstatt der Hoesch-Westfalenhütte AG statt. An dieser Besprechung nahmen die Meister und Ausbilder sowie Vertreter des Betriebsrates und des Lehrlingsausschusses teil. Als Vertreter der Berufs- und Fachschule waren Direktor Maether und Dir.-Stellvertreter Braun anwesend. Zur Diskussion stand die Berufseinstufung der Ostern d. J. eingestellten Jugendlichen.

Betriebschef Freund erwähnte eingangs, daß von 490 Jugendlichen, die im Herbst v. J. die Aufnahmeprüfung hier ablegten, 172 (davon 5 weibliche) als Lehr- oder Anlernlinge und 12 als Fachschulpraktikanten angenommen worden sind. Außerdem wurden noch 15 Hochschulpraktikanten eingestellt.

Nach einer dreimonatigen Probezeit, in der den Jugendlichen die Möglichkeit gegeben wird, sich einzugewöhnen und sich mit der Materie vertraut zu machen, erfolgte die Einstufung in die einzelnen Berufe unter vorheriger Abstimmung mit den Meistern und Ausbildern. Bei dieser Einstufung wurden folgende Punkte berücksichtigt:

1. Zahl der Lehrstellenbewerber,
2. Anzahl der offenen Lehrstellen,
3. Eignung des Jugendlichen,
4. Wunsch des Bewerbers,
5. Eigenart unseres Betriebes (Hüttenwerk).

Da ein außerordentlich großer Mangel an geeignetem, hochqualifiziertem hüttenmännischem Nachwuchs besteht, gab Betriebschef Freund den Eltern ausführlichen Aufschluß über die Laufbahn eines Hochöfners, Stahlwerkers





und Walzwerkers. Da wir nun einmal ein Hüttenwerk sind, ist es selbstverständlich, daß wir uns besonders auf dieser Ebene für die Berufsausbildung des Nachwuchses einsetzen. In eingehenden Ausführungen wurde angestrebt, die irrige Ansicht mancher Eltern, daß in den hüttenmännischen Berufen keine oder nur wenig Aufstiegsmöglichkeiten gegeben wären, zu beseitigen und sie vom Gegenteil zu überzeugen.

Bei dieser Gelegenheit wurde die besonders günstige Ausbildungsbeihilfe, die in diesen Berufsgruppen gewährt wird, hervorgehoben. Schon im 2. Ausbildungsjahr erhält der Jugendliche außer seiner Ausbildungsbeihilfe und Leistungsprämie noch eine Zulage für Mangelberufe in Höhe von 15,—DM. Im 3. Ausbildungsjahr werden neben einem Stundenlohn von z. Z. 1,44 DM noch die Zulage für den Mangelberuf in Höhe von 15,—DM und die Leistungsprämie gezahlt, so daß der Jugendliche monatlich auf insgesamt etwa 245,—DM Ausbildungsbeihilfe kommt.

Als Vertreter der Städt. Berufs- und Fachschule wies Direktor *Maether* auf die Fortbildungsmöglichkeiten hin, die durch den Besuch der Fachschulreife-kurse an den Berufs- und Fachschulen bestehen. Durch diese Fachschulreife-kurse hat jeder tüchtige Lehrling mit Volksschulbildung die Möglichkeit, später einmal eine Ingenieurschule zu besuchen und darüber hinaus den Anschluß an ein Hochschulstudium zu gewinnen.

Als Vertreter des Betriebsrates richtete Wilhelm *Heimann* Worte an die versammelten Eltern und überbrachte die Grüße des Betriebsrates und der Belegschaft.

Abschließend kann gesagt werden, daß die Eltern nach Abgabe eines ausführlichen Berichtes über die Probezeit und der gegenwärtigen und zukünftigen wirtschaftlichen Gegebenheiten in unserem Hüttenwerk, die bei der Berufsfestlegung mit zu berücksichtigen sind, davon überzeugt werden konnten, daß wir den richtigen Weg in der Berufsausbildung beschreiten.





Burg Eltz an der Mosel

Von allen Erholungsreisen, die unsere Belegschaftsmitglieder mit ihren Familien in unseren Werkbussen antreten, ist die an die Mosel die weiteste. Darum wird der Start auch auf 7 Uhr verlegt, das ist eine halbe Stunde eher als bei Fahrten ins Sauerland, ins Weserbergland oder ins Ederseegebiet bis zum Waldeckschen hin. Aber es mag nun halb neun oder halb acht oder sieben sein: irgendein Kind, von Abreisepanik ergriffen, auf Muttis Schoß am Fenster installiert, wird gellend hinter Vati herschreien, den es in einem Hausflur verschwinden sieht, während rings alles zum Aufbruch rüstet... Keine Angst, kleine Rosemarie! Siehst du, da kommt Vati wieder, und die beiden Bierflaschen, die er triumphierend schwenkt, sind zwar garantiert für ihn, sind aber für Mutti und dich die Garantie dafür, daß Vati wirklich ganz auf Urlaub umgeschaltet hat, auf zwei Wochen sorglos-fröhliches Aufgeschlossensein für neue Eindrücke.

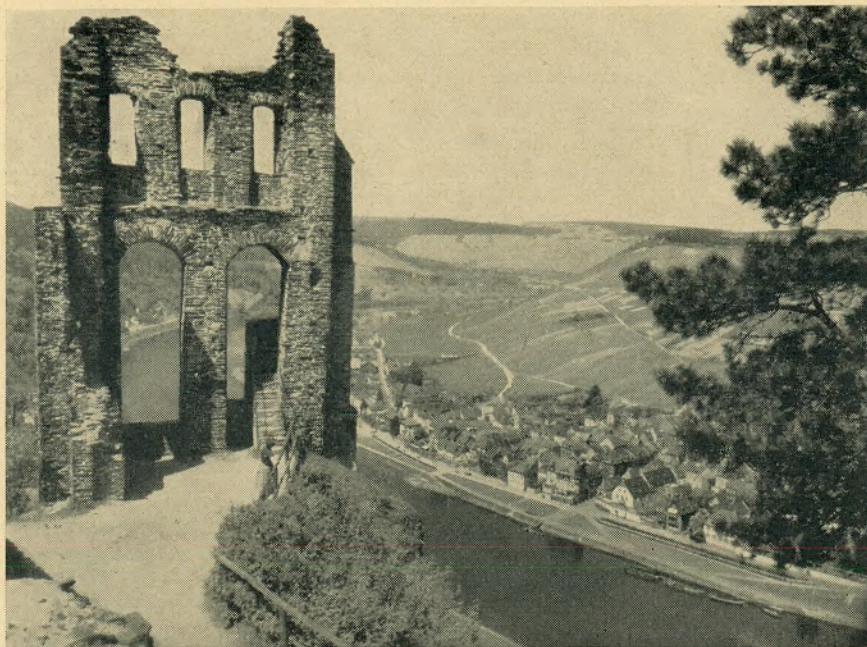
Die Autobahn schon zeigt jeden Augenblick ein anderes Gesicht. Sie befindet sich in Groß-Reparatur. Weil sie dennoch befahren werden muß, ergeben sich immer wieder Engpässe und Fahrbahnwechsel, Schlangen und Warnzeichen, und

auf der „Todesstrecke“

durchs Wiedebachtal wird es extra spannend dadurch, daß Busse und Laster, die nicht überholen dürfen, noch weit unter der erlaubten Höchstgeschwindigkeit von 40 km bleiben. Man kriecht durchs Land, wirft zwar rechts und links einen Blick auf die schöne, waldig-hügelige Landschaft, bleibt aber abgelenkt durch Schilderungen schrecklicher Unfälle, die sich hier zugetragen haben — daher die Vorsicht! Als es wieder zügig weitergeht, denkt man einen Augenblick zurück an die Frühstückspause, die auf halbem Wege eingelegt wurde im „Rasthof zur alten Postkutsche“ zu Füßen der Siegburg. Schon löst wieder

... einschließlich **Kellerprobe**

Urlaub an der Mosel
ist eine spritzige Sache



Die Grevenburg bei Traben-Trarbach



Beilstein

ein Bild das andere ab: Irgendwo rechts im Nebel verschwimmend die blass Silhouette des Kölner Doms, Westerwald, Siebengebirge — schon fahren wir mitten durch die schiefergedeckten Häuser Montabours. Ehrenbreitstein, Deutsches Eck, der Rhein — und da haben wir sie, die Mosel. Überall arbeiten Männer und Frauen in den Weinbergen.

Wir sind im Lande des Weines

„Weinbau und Weinversand“, „Wein außer dem Hause“, Weinstube und Winzerverein, Gasthaus „zum Rebstock“

und selbst Eigennamen wie „Gebr. Weingart“ — ein Schild am anderen, die ganze, viele Kilometer lange und sehr schmale Uferstraße entlang. Sie wird verbreitert, nach der Landseite durch Sprengungen, nach der Wasserseite hin durch Anbauten. Es ist auch nötig, denn die Saison wird noch stärkeren Verkehr bringen als den, unter dem wir uns vorsichtig, langsam, jonglierend, „in Millimeterarbeit“ vorwärtsbewegen.

Mit Niederfall ist das erste Ziel erreicht. Von den 25 Fahrgästen steigen acht aus, ergreifen die Koffer und ver-



Blick auf Saarburg

schwinden, herzlich begrüßt, über eine mit roten Stühlen lockende Terrasse.

Sie werden bald wissen, daß sie sich

Gott Bacchus in den Schoß gesetzt

haben. Denn tief im Keller schlafen in Tausend-Liter-Fässern die guten Jahrgänge, und warum sollte es nicht passieren, daß gerade solch Riesenfaß mittels Kreisel-pumpe und elektrischer Stopfenmaschine abgezogen wird, während wir dort sind? Soll der Herr der Fässer uns ruhig erzählen, wie gut der Wein in den Flaschen noch wird, wenn er — gelagert — abermals zur Ruhe gekommen ist: Uns erscheint und schmeckt er gut genug. Ganz nebenbei lernen wir noch ein bißchen von Weinbehandlung, von „Hilfen“, die man ihm geben kann und muß mit wohl-

Kröv an der Mosel



dosiertem Schwefel oder Kalk. Aber mögen die Produktionsgeheimnisse Winzersorgen bleiben — wir sind an die Mosel gekommen, um für 14 Tage Abstand vom Dortmunder Bier zu halten und Wein trinken zu lernen. Prost, Mosel, Prost!

Gut 60 km Umweg

müssen wir, nachdem wir die nächsten in Alken abgesetzt haben, machen, wenn wir das auf dem anderen Ufer zum Greifen nahe Löf, den Bestimmungsort der letzten, erreichen wollen. Auf die Fähre darf der Autobus nicht, und Brücken hat's keine vor Treis, wo wir die vorletzten absetzen wollen. Auch um sie brauchen wir uns keine Sorgen zu machen: Metzger unten im Hause, Weinstube „Zum Links Jupp“ grade nebenan... Heil Urlaub!

Cochem und Fankel, Ziele anderer Kuren, lassen wir links liegen. Durch Hatzenport kommen wir, sehen auch auf dem grünen Uferstreifen von Burgen die Wäusche flattern, erkennen künftige Campingplätze im Umriß und landen schließlich um 14 Uhr in Löf, wo nochmals zwei Partien abgeladen werden. Die haben den Knüller der Moselfahrt am nächsten. Der besteht in der für jeden Westfalenhütten-Mosel-Reisenden geltenden Einladung der Schnapsbrennerei im benachbarten Katennes, eine Betriebsbesichtigung mit Probetrunk vorzunehmen. „Chantré“, „Moselfeuer“ — das ist wirklich nicht zu verachten. Und die in den andern Moselorten werden für den weiteren Anmarsch entschädigt durch Fahrt auf Fähre oder Moselbähnchen, das auf der Katennes-Löf-Seite so lustig an den Weinbergen dahindampft.

Der erste Schritt hinein in die für uns ausgesuchten Pensionen verrät: peinlich sauber, blitzend von Gerät und Glas, behaglich mit Heizung und fließendem k.u.w. Wasser, mit Unterhaltungsgerät aller Art, mit Fernsehen und Moselpanorama ausgestattet.

Und der erste Schluck und der erste Bissen, sie sind voll der Verheißung: Es läßt sich leben an der Mosel!



WAS LESEN IHRE KINDER?

Vom Schlechten kann man nie zuwenig
und das Gute nie zu oft lesen;
schlechte Bücher sind intellektuelles Gift,
sie verderben den Geist.

Arthur Schopenhauer

Wir lasen kürzlich in einer Lehrerkorrespondenz, was 13jährige Mädchen und Jungen lesen, wenn sie abends allein zu Hause sind. Wenn es sich auch erfreulicherweise nur um einen Teil von hauptsächlich Jungen handelte, die nach Anstellen verschiedener Streiche anschließend im Bett Schmöker lasen, so sollten diese Symptome doch von allen Eltern sehr beachtet werden.

Unter dem Aufsatzthema „Abends allein zu Hause“ schrieb ein Junge wörtlich: „Bei jedem Geräusch denke ich, der ‚Tiger‘ will ins Fenster einsteigen.“ (Der Tiger ist ein Schmökerroman.) „Im Traum packte mich der Mann mit der roten Maske und schlang seine Krallenhände um meinen Hals. Ich röchelte nur noch und konnte mich nicht wehren. Dabei fiel ich zum Glück aus dem Bett. Ich war ganz naß vom Schweiß. Meine Mutter hat mich abgerieben. Gott sei Dank kam sie gerade nach Hause.“

Dieser „Tiger“-Schmöker erschien in einer Ausgabenreihe von fast hundert verschiedenen Nummern. Er kostet nur 60 Pfennig. Der Verlag hat als Motto für die Handlungsabläufe und „literarische Zielsetzung“ der Gesamtreihe auf einer Umschlagseite stehen: „Schüsse, Küsse, wilde Taten und aufregende Abenteuer. Der Colt sitzt locker, die Messer werden von rauen Fäusten umklammert... Western... Western!“

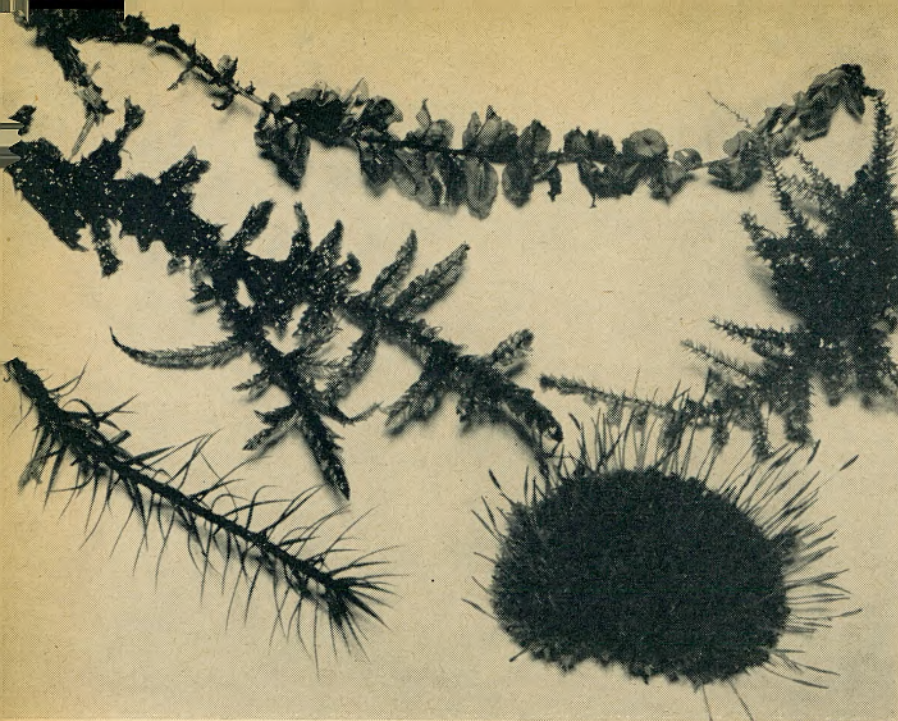
Der Lehrer sprach mit der Mutter des 13jährigen Schülers, die entsetzt war. Bei ihr fiel die Aussprache auf fruchtbaren Boden. Der Junge wurde bei einer Jugendabteilung eines Sportvereins angemeldet. Dort wird er in Zukunft seine überschüssigen Kräfte ganz natürlich bei Spiel und Sport mit anschließendem gesundem Muskelkater ablagern. Sich in zweifelhaften Ersatzhandlungen auszu-

leben, wird bei diesem Jungen in Zukunft sehr wahrscheinlich unterbleiben.

Leider ist es aber eine häufige Erscheinung, daß Eltern ihren Kindern während ihres Fortseins gedankenlos Bücher zu lesen geben, damit ihnen „die Zeit nicht so lang“ werde. Vielfach wird dabei den Kindern „Lektüre“ gegeben oder ihnen gestattet, sich selbst welche zu kaufen, die auf keinen Fall in die Hände junger Menschen gehört. Kinder und Jugendliche sind nun einmal erlebnishungrig. Sind sie durch häusliche, berufliche oder andere Verhältnisse in der freien Befriedigung ihres Tatendrangs gehemmt, suchen sie oft Ersatz in der Phantasiewelt minderwertiger Literatur. Der Rausch und die spannende Wirkung solcher Lektüre werden dadurch leicht zum Selbstzweck. Das gierige Verschlingen solch schlechter Bücher entnervt die jungen Menschen. Es macht sie oftmals untüchtig, an die Aufgaben des Lebens frisch und tapfer heranzugehen.

Andererseits wurden Jugendliche und auch schon Kinder durch solche Bücher zu Taten aufgestachelt, die sie und ihre Eltern zeitlebens belasteten. Ein mahnendes Wort, rechtzeitig ausgesprochen, hätte manche Verirrung durch schlechte Literatur verhindern können. Oft unterblieb es nur, weil die Eltern gedankenlos, achtlos und gleichgültig waren.

In unseren neuzeitlichen und modernen Volksbüchereien, Werksbüchereien und öffentlichen Bibliotheken stehen allen Lesern, besonders aber unseren Kindern und Jugendlichen, erfahrene Bibliothekare zur Seite, die sie nach Neigung und Wunsch bei der Auswahl ihrer Bücher beraten. Hier steht für jedermanns Geschmack das gute Buch bereit. Und auch wir meinen mit dem großen Philosophen Schopenhauer: Man kann das Gute nie zu oft lesen!



Auf heller Unterlage hat Jörg die Moose sortiert, um sich einen ersten Überblick zu verschaffen

FÜR UNSERE FOTOFREUNDE:

Große Freude an kleinen Moosen

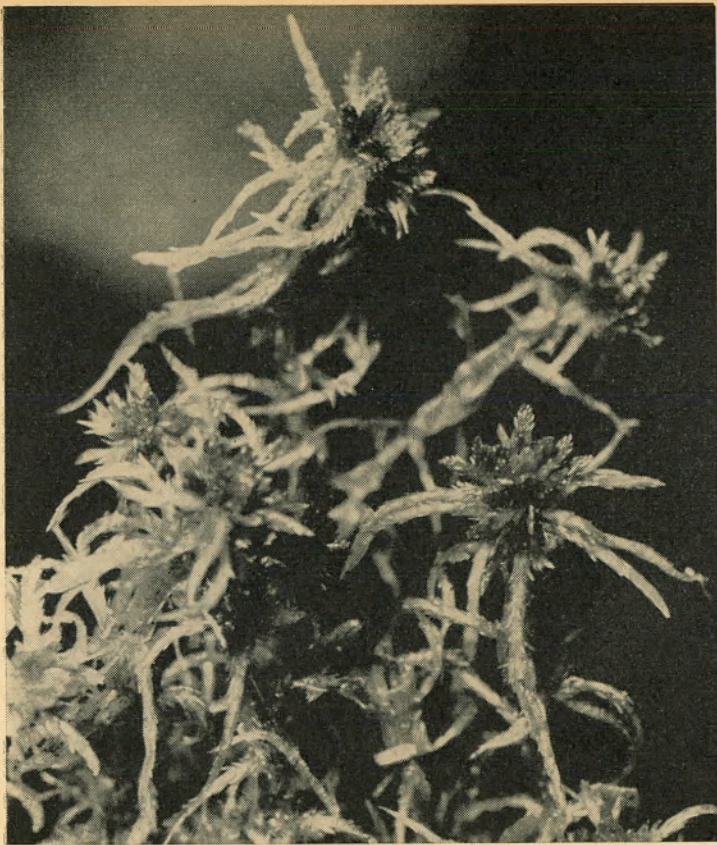
Unter der Lupe werden die feingliedrigen Moose aufmerksam studiert



Neulich brachte Jörg aus der Schule den Auftrag heim, Moose für den Naturkundeunterricht zu besorgen. Zu Hause und in der Schule sollten sie untersucht, bestimmt und gezeichnet werden. Moose — langweiliges Zeug, dachten manche Jungen. Aber Jörg ist ein kluger Kerl und wollte sich die Möglichkeit, etwas wenig Bekanntes zu entdecken, nicht entgehen lassen.

So brachte er vom ersten Waldgang eine solche Vielzahl verschiedenartiger Moose mit, daß die ganze Familie sprachlos war. Wie sich's gehört, wenn man etwas kennenlernen will, brachte er erst mal Ordnung in die Menge und legte die Pflanzen auf ein helles Papier, um einen Überblick zu gewinnen. An Hand eines kleinen Bestimmungsbuches fand er Schlafmoos und Widertonmoos heraus, Bäumchen- und Sternmoos, Torfmoos in großen, lockeren Rasen und die Polster von Mauermoos mit kleinen Kapseln.

Eben hatte er seine Lupe zur Hand genommen, als Vater heimkam. Donnerwetter, da laufen wir jedesmal im Wald achtlos drüberhin und merken gar nicht, wie eigenartig und hübsch diese kleinen Dinger sind! Vater gesellte sich zu seinem Sohn. Dabei hatte er zweierlei in seinem Sinn: Er wollte nicht nur die eigenartige Schönheit der Moose im Lichtbild festhalten, sondern auch den Jörg, wie er da sorglich die Pflänzchen durch die Handlupe betrachtete. Die Binokularlupe, die Jörg sich kürzlich von gespartem und geschenktem Geld kaufen durfte, leistete dem interessierten Jungen nun beste Dienste. Denn vergrößert und plastisch

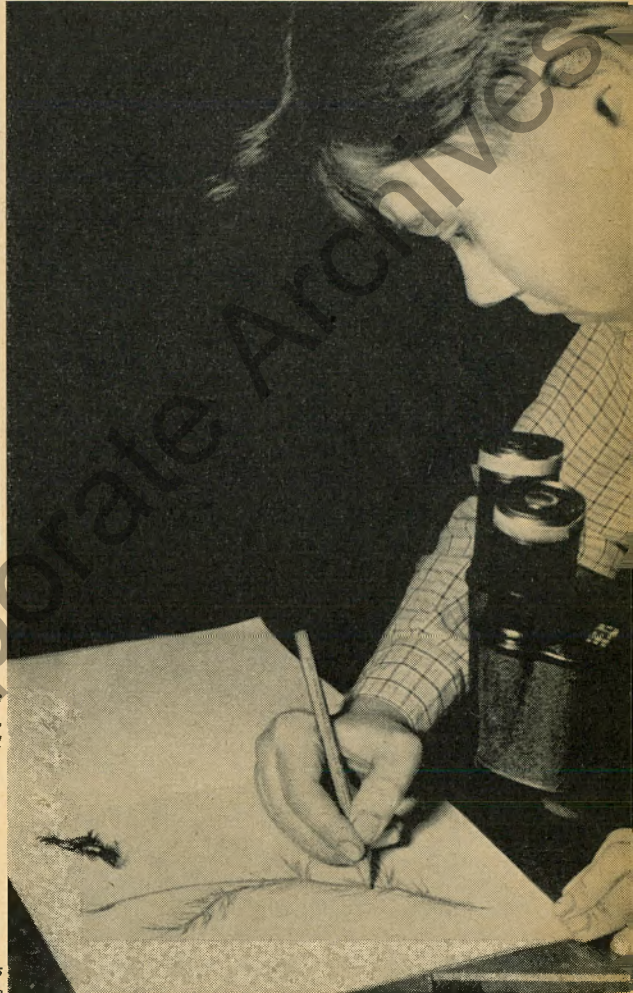


Jahrhunderte und Jahrtausende alt ist die Familie der Torfmoose, von der diese Großaufnahme ein paar besonders charakteristische Vertreter zeigt

zugleich erschienen darunter die feinen Stengelchen und Blättchen, so daß er sie ganz exakt zeichnen konnte. Der Vater verließ sich statt dessen auf seine gute Kamera und war bald ebenso eifrig am Werk wie sein Sohn. Vor einem ruhigen Hintergrund bauten sie gemeinsam die lockeren Moosrasen oder die dichten Polster auf, probierten Lampenbeleuchtung und Blitzlicht und nahmen dafür selbstverständlich einen recht feinkörnigen Film. Mit dem Balgengerät holten sie bei kleiner Blende schließlich auch die feinsten Einzelheiten scharf heraus. Sie richteten den Blick der Kamera von oben auf einen Moostepich, auf feine Mooskapseln mit drolligen Schnabelhütchen und ließen das Blitzlicht leuchten. Wenn Jörg ganz vertieft war in seine Beobachtung und Zeichnung, machte der Vater auch von ihm einen unvermuteten Schnappschuß. Sogar die ältere Schwester wurde aufmerksam und fand mit künstlerischem Blick sogleich heraus, daß diese bescheidenen Moosrasen eigentlich großartige Ornamente darstellten, Anregungen gaben für Stoff- und Tapetenmuster oder flächige Stickereien. Und schon war sie ebenfalls mit den kleinen Moosen beschäftigt.

Der Vater aber und Jörg verschwanden dann in der Dunkelkammer und brachten mit ihren wohlüberlegten Vergrößerungen alle zum Staunen. Zeichnungen und Fotos, im fröhlichen Wettbewerb entstanden, machten natürlich in der Schule großen Eindruck. Wer hätte aber auch gedacht, daß man an kleinen Moosen so große Freude haben könnte?!

Gewissenhaft zeichnet Jörg die zarten Formen der Moose nach, während Vater ihn mit Blitz und Kamera knipst



Wie Bäume eines Zaubewaldes muten die Mooskapseln an, die dieses Foto in Großaufnahme zeigt

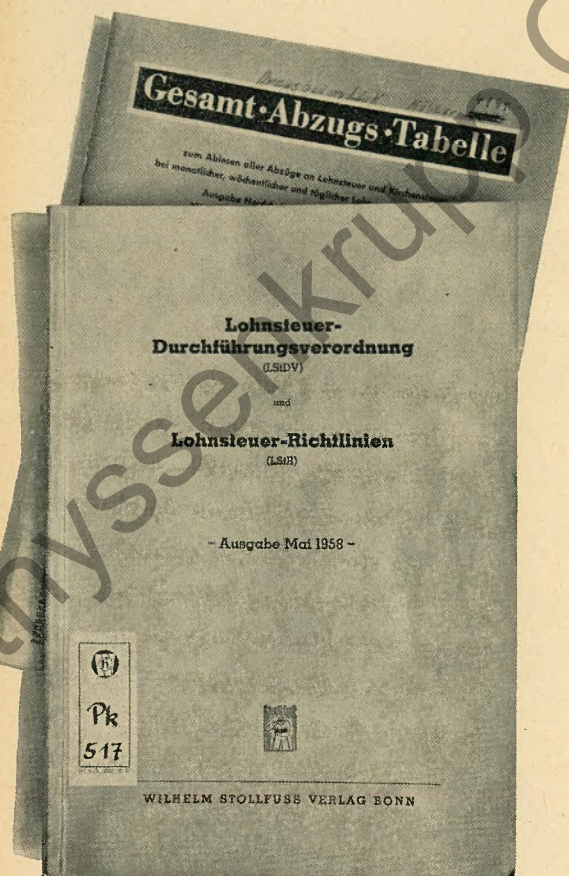


Ihr werdet doch kein Geld verschenken!

Unser guter Geist in Steuersachen

Sein Hobby heißt Finanzamt

Für den Helfer in Steuersachen ist der spannendste Roman nicht so fesselnd wie die Steuertabelle



Ein Meister fällt nicht vom Himmel, und ein Helfer in Steuersachen erst recht nicht. Wer Meister werden will, muß den vorgeschriebenen Ausbildungsgang durchlaufen. Wer aber sich und anderen beim Abfassen von Lohnsteuerermäßigungsanträgen und anderen kniffligen Formularen helfen will, der kann sich höchstens mal für einen abendlichen Kursus zur „Raffinierung“ seiner Kenntnisse anmelden. Dem Tabellenstudium muß er schon allein obliegen.

Den entscheidenden Anstoß zur Besteigung eines so ausgefallenen Steckpferdes hat — natürlich — eine Auseinandersetzung mit dem Finanzamt gegeben, eine Meinungsverschiedenheit darüber, was als „Belastung“ „zumutbar“ war bzw. nicht war. Der in dieser Auseinandersetzung Recht bekam, weil, was er errechnet hatte, stimmte, war unser „Steuerberater aus Passion“, Hans Dreesbeimdick.

Den Einkommensteuerbescheid für das nächste Jahr fertig zu machen, war ein wahres Fest, und natürlich ergab es sich, daß ein Freund oder Vetter oder Nachbar oder Arbeitskollege, dem er voll gerechten Stolzes von der nützlichen Kenntnis der Steuergesetze erzählte, fragte: „Hans, könntest du nicht mal bei mir...?“

Der Freund, Vetter, Nachbar oder Arbeitskollege verdoppelte und vervielfachte sich. Es wurde zur Regel, daß nach Schichtschluß Hans Dreesbeimdick 6—7 Mann in seiner Wohnung in Steuersachen beriet. „Mensch, wie sollen wir dir das bloß danken?“ — „Gar nicht. Wo es doch mein Hobby ist...“

In den ersten vier Monaten des Jahres, während derer die Anträge auf Lohnsteuerermäßigung gestellt werden müssen, gab es keinen Sonntag, an dem er nicht zu Hause seine 3—5 Mann „fertig machte“. „Was hat denn Ihre Frau dazu gesagt?“ „Was sollte sie sagen? Sie wischte seufzend die Spuren von Winterregen und Schlackerschnee von ihren sonntäglich geputzten Böden weg und hielt das Essen warm. Der letzte wurde der Einfachheit halber eingeladen, wenn es für sein Mittag zu spät geworden war.“

Natürlich blieb es nicht bei der Lohnsteuertabelle und nicht bei dem drolligen Grimm in dem Stoßseufzer: „Ich kann nun mal nicht sehen, daß ihr zuviel Steuern zahlt — dann bin ich muksig!“ Das zunächst liegende Feld, das beackert werden konnte, war die Einkommensteuer, dann kamen Lastenausgleich und Renten, vor allem Unfallrenten. „Man kriegt ja einen Blick dafür...“ — „Wofür?“ „Für Menschen, die einen Stempel in ihrer Lohnsteuerkarte haben müßten zur Steuerermäßigung.“ — „???“ — „Nehmen Sie an, es liefe einer mit einem Gipsbein herum oder einem verbrannten Gesicht.“ — „Ach so.“ — „Ja. Da gehe ich einfach auf ihn zu und frage, ob er schon einen Stempel hat. Er guckt dann genauso erstaunt aus der Wäsche wie Sie jetzt. Wenn er begriffen hat, um was es geht, bringt er mir seine Unterlagen, und ich mache es für ihn fertig. Formulare habe ich immer bei mir. Es braucht nicht einmal der Unfall selbst zu sein, der einem begegnet. Ein noch neues schwarzes Kleid kann einem viel erzählen über Unerfahrenheit in einer Witwenschaft, und hinter einem zersorgten Gesicht steht die bange Vaterfrage: ‚Was wird einmal aus meinem verkrüppelt zur Welt gekommenen Kind?‘ Da kann der Rat, das Kind auf dem Gesundheitsamt erwerbsgemindert schreiben zu lassen, viele Sorgen lindern...“



Jede Steuerberatung, die Hans Dreesbeimick (an der Maschine) erteilt, wird gleichzeitig eine Steuerbelehrung

Man darf nur

keine Angst vor dem „Papierkrieg“ haben.

Die Scheu vor den Kolonnen von Fragen mit ihren Unterteilungen in a) und b), ihren Sondergruppen und Ausnahmefällen verliert man, wenn man nur entschlossen drangeht, einzig von dem Willen erfüllt, unbeirrt durchzudringen bis auf den Grund der Frage.

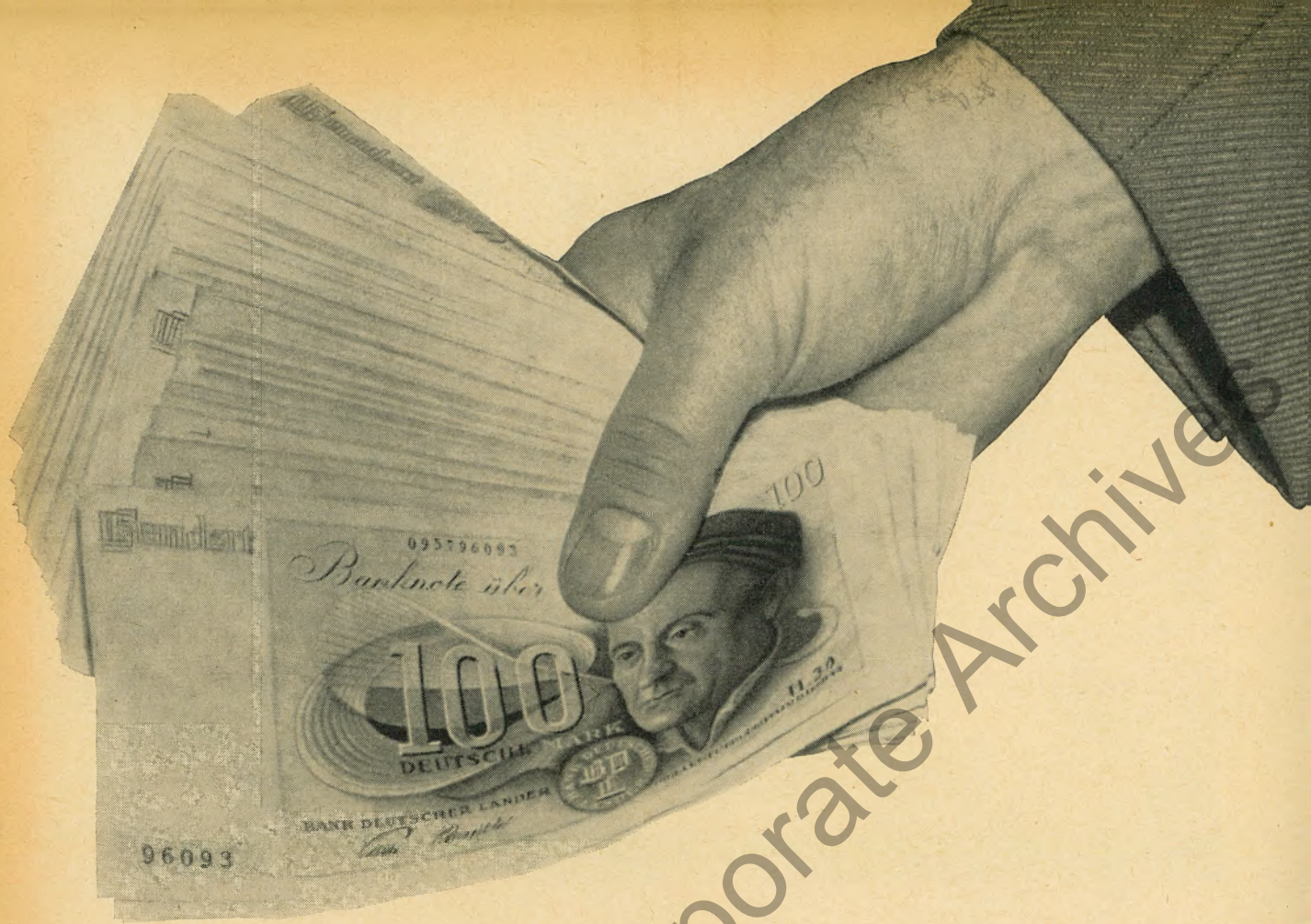
Wer macht sich denn schon die Mühe, ernsthaft und gründlich darüber nachzudenken, was alles man absetzen kann, darf, soll und muß? Wer geht z. B. in einem Krankheitsfall so weit, daß er sich nicht nur Belege über eine vom Arzt verordnete Diät einholt und „zwecks Absetzens“ sammelt und vorlegt, sondern sich noch von jeder Rezeptgebühr eine Quittung geben läßt, weil auf jede so verausgabten 50 Pfennig ein steuerlicher Freibetrag von 1½ Pfennig entfällt?!

Wer es so tierisch ernst nimmt und wer die Energie und die Ausdauer zu solchem Sammeln aufbringt, der kann freilich „unbegrenzt absetzen“. Das tut hinwiederum nur der, dem das Handhaben von Steuertabellen zum Hobby geworden ist. Und nur ein solcher kann „von Werks wegen“ zu gewissen Zeiten und unter bestimmten Bedingungen abgestellt werden, um seinen weniger tabellen-

kundigen Arbeitskollegen zu helfen. (Wenn sie unsere Gewerkschaftszeitungen und „Die Quelle“ etwas gründlicher lesen würden, hätten sie selber schon so manchen steuerlichen Tip drin gefunden“, schmunzelt Hans Dreesbeimick.)

In den Monaten Januar bis April hat am Schwarzen Brett vieler unserer Betriebe ein Anschlag die Belegschaft eingeladen, sich an Ort und Stelle steuerlichen Rat zu holen. Dann wurde die Waschkau zum Steuerbüro. Es ging am laufenden Band. Es ging erstaunlich schnell, denn — man muß es verstehen! Bei richtiger Zeiteinteilung, wenn bei Beginn der Frühschicht, also morgens um 6 Uhr, schon der erste „dran“ war und Hans Dreesbeimick z. B. für nachmittags um 15 Uhr im Hafen Hardenberg angekündigt war, konnte er „alle Schichten mitnehmen“.

Zwischendurch ging er zu den Behörden, ganz frei von den Beklemmungen und Ängsten, die man dort gern empfindet, wenn man in eigener Sache verhandeln soll. „Finanzamt? Mit Vergnügen!“ So hat er in diesem Frühjahr für Belegschaftsmitglieder nicht weniger als 2000 Formulare vorwiegend steuerlicher Art fertig gemacht. Den schönsten Lohn für seine Mühen erntet er, wenn ihm einer sagt: „Mit uns brauchst du dich dies Jahr nicht mehr aufzuhalten, Hans. Du hast uns das so schön beigebracht. Wir können's jetzt alleine.“



Dieses kleine Päckchen enthält „nur“ einige Scheine. Man kann es bequem in eine Westentasche stecken. Und man kann so viel damit kaufen. Ein solches kleines Päckchen, das die Erfüllung so mancher Wünsche ermöglicht, wurde schon manchem unserer Mitarbeiter — Mitarbeiter im besten Sinne! — überreicht als Prämie für einen Verbesserungsvorschlag. Oft entstand er nur aus einer scheinbaren Kleinigkeit, aus einer kleinen „Sache mit 'nem Pfiff“. Aber er brachte große Auswirkungen — auch für den Geldbeutel dessen, der den Verbesserungsvorschlag einreichte.

Es ist nebenbei interessant, aus welchen Betrieben die Verbesserungsvorschläge eingehen. Im Geschäftsjahr 1956/57 lag — wie in den vorhergehenden Jahren — die Maschinenabteilung mit 98 Einsendungen an der Spitze, gefolgt von der Elektrotechnischen Abteilung mit 46, den Kaliberwalzwerken mit 45 und der Abteilung Hochofen mit 32 Einsendungen. Es folgten die Abteilung Eisenbahnwesen mit 20, die Mechanischen Werkstätten mit 20, die Versuchsanstalt mit 14, das Elektrostahlwerk mit 13, das Kaltwalzwerk mit 11, das Martinwerk mit 9, das Breitbandwalzwerk mit 8, das Thomaswerk mit 7, die Bauabteilung mit 7, das Werk Barop mit 6, die Lehrwerkstatt, die Drahtverfeinerung und die Hauptverwaltung mit je 5, die Zementfabrik mit 4, die Werksaufsicht mit 3, die Betriebswirtschaft mit 2 Vorschlägen. Je ein Vorschlag ging ein vom Fahrbetrieb, der Phosphatmühle, der Abteilung Energiewirtschaft, der Abteilung Entwicklung Bergbauausrüstung, der Betriebsärztlichen Dienststelle und der Badeabteilung. Außerdem sandte ein früheres Belegschaftsmitglied einen Vorschlag ein.

Und wo bleibt dein Vorschlag?

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Johannes Thrun, Martinwerk I/II: Durch den vorgeschlagenen Reifenschutz für Gabelstapler werden Fahrer und Fahrzeug vor Schmutz besser geschützt.

Wilhelm Dölitzsch, Zementfabrik: Der Vorschlag, die Holzhämmer durch eine Bandage zu verstärken, ist nicht neu, doch wurden sie bisher in der Zementfabrik nicht verwendet. Der Betrieb will jetzt die Hämmer in ähnlicher Art schaffen und hofft, dadurch einige Einsparungen zu erzielen.

Horst Wehner, Halbzeugstraße: Die vorgeschlagene Änderung am Warmbett II Halbzeugstraße ist gut und wurde ausgeführt. Durch das Ausbrennen der Fugen für die Daumen am Linealschlepper können die Stäbe sich jetzt nicht mehr festklemmen. Dies hat früher zu Betriebsstörungen geführt.

Friedrich Wilhelm Thielmann, Maschin.-Abteilung Walzwerk I/III: Durch die neue Vorrichtung zum Abdecken der Rollgangplatten an Schere II im Walzwerk III ist es jetzt möglich, diese Scherenplatten leichter und vor allen Dingen ungefährlicher abzuheben.

Albert Bernard, Qualitätsstelle: Die Aufbewahrungskästen für Stahlstempel wurden angefertigt und werden infolge ihrer Einrichtung das schnellere Herausfinden der richtigen Stempel, wie sie für das Abstempeln des Halbzeugs benötigt werden, ermöglichen. Irrtümer infolge falscher Stempel sind jetzt leichter zu vermeiden.

Edmund Hellweg, Maschinenabteilung Stahlwerke: Der vorgeschlagene Scheinwerfer für die Hilfskatze des Chargierkranes II Martinwerk II wurde angebracht und hierdurch die Reparaturarbeiten erleichtert und beschleunigt.

Herbert Graw, Sinteranlage: Durch die Verlängerung des Aufsatzstutzens des Rüttlers wird das Aussetzen dieses Apparates wesentlich erleichtert, so daß dieser sich auch nicht mehr drehen kann. Die Arbeit wird hierdurch beschleunigt.

Jubilare August 1958

40

MAGIERA, THEODOR
Werksaufsicht
KNARRE, HEINRICH
Drahtverfeinerung
SEITMANN, ADOLF
Breitbandwalzwerk
FRERICHS, JOSEF
Allgemeiner Fahrbetrieb

25

KLATT, ARTUR
Hochofen
ELKER, WERNER
Breitbandwalzwerk
KOTTING, WALTER
Werksaufsicht
LOTH, HELMUT
Eisenbahnabteilung
ZABROTZKI, WALTER
Maschinenabteilung
BOLDT, WALTER
Hochofen
WIEDENSTRIDT, HEINRICH
Walzendreherei
BECKER, HEINRICH
Maschinenabteilung
LANGE, OTTO
Kaltwalzwerk
FREUND, REINHARD
Zurichterei I
KIONZA, AUGUST
Werksaufsicht
KIWALL, ALBERT
Zurichterei I
LUCK, KARL
Maschinenabteilung
SASSE, HERMANN
Bauabteilung
ERLEMAN, ADALBERT
Bauhof
HECKENMÜLLER, HEINRICH
Eisenbahnwerkstätten
JÄGER, HEINRICH
Elektrotechnische Abteilung
MALLWITZ, GUSTAV
Hochofen
SPANKA, MAX
Hochofen
STRUMBERG, WILHELM
Zementfabrik
JASIAK, THOMAS
Maschinenabteilung
GRASS, WILHELM
Walzwerk IV
PRANGE, WILHELM
Versuchsbetriebe
STROTHMANN, HEINRICH
Mechanische Werkstätten
TEMBORIUS, HEINRICH
Maschinenabteilung
GLANG, JOSEF
Kaltwalzwerk
GROSSE-TIGGES, ERICH
Maschinenabteilung
SOSTWÄHNER, FRITZ
Eisenbahnwerkstätten
KUHAUPT, WILHELM
Maschinenabteilung
WEICHMANN, EDUARD
Eisenbahnabteilung
ABHOH, WILHELM
Versuchsbetriebe
BERGHAUS, HERMANN
Mechanische Werkstätten
WIRTZ, FRANZ
Lehrwerkstatt

Verdienstvolle Mitarbeiter

Karl Heinz Röhl, Abt. Eisenbahnwesen: Die vorgeschlagene Desinfektion der Telefonapparate ist wichtig, vor allen Dingen während der gelegentlich auftretenden Anhäufung von Grippeerkrankungen. Die Desinfektion wird laufend durch einen hierfür abgestellten Mann durchgeführt, so daß wir hoffen, hiermit alles für die Sicherheit gegen Ansteckung durch Telefonapparate getan zu haben.

Wilhelm Friedrich, Maschinenabteilung Hochofen: Nach den Erfahrungen an anderen Kieselfilteranlagen, z. B. in den Walzwerken, ist es im jahrelangen Betrieb noch nicht vorgekommen, daß sich die Meßrohre verstopft haben. Trotzdem will die Abteilung Hochofen sicherheits halber Schieber einbauen, um im Falle einer Verstopfung die Meßrohre säubern zu können.

Alfred Niemeyer, Maschinenabteilung Betriebswerkstätten: Die Haltevorrichtung für ausgebaute Mischdüsen im Thomaswerk wird umgehend gebaut. Hierdurch wird es jetzt wesentlich erleichtert, die Düsen ein- und auszubauen und sie zu reinigen. Unfälle können an dieser Stelle vermieden werden.

Hubert Gribba, Thomaswerk: Der zuerst an einem Konverter ausgeführte Schutz gegen herabfallende Schrottstücke hat sich gut bewährt, so daß diese Schutzwand auch bei den anderen Konvertern angebracht werden soll. Unfälle können hierdurch leichter vermieden werden.

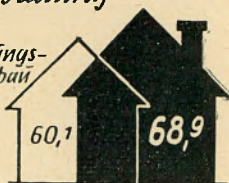
Helmut Müller, Elektrotechn. Abteilung: Die in der Gaszentrale stehenden Motore für die Umwälzpumpen sind jetzt an ihren Kupplungen durch die vorgeschlagenen Schutzkörper gesichert, so daß eine Unfallmöglichkeit an dieser Stelle für die dort Arbeitenden jetzt ausgeschlossen erscheint.

Heinz Koppmeier, Maschinenabteilung, und Hugo Dumke, Kaliberwalzwerke, erhielten für Rettung aus Unfallgefahr eine Belohnung vom Werk und von der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft.

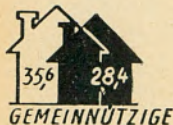
PRIVATE Eigentümersbildung NIMMT ZU!

Anteil am Wohnungs-
bau

1953 1956
(in %)



PRIVATE
BAUHERREN



GEMEINNÜTZIGE

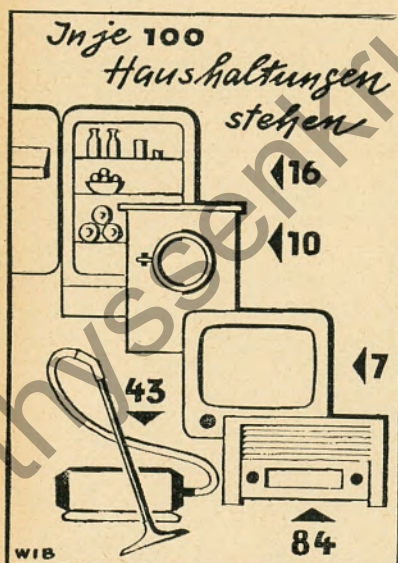


WIB



ÖFFENTLICHE

Die private Eigentümersbildung im Wohnungsbau nahm in der Bundesrepublik in den letzten Jahren immer mehr zu. Die Bundesregierung förderte diese Entwicklung durch verschiedene gesetzliche Maßnahmen. Dadurch wurde die private Bautätigkeit stärker, während die Anteile der öffentlichen Hand wie auch der gemeinnützigen Wohnungsunternehmen abnahmen. Wenn 1953 rund 60 Prozent aller zum Bau genehmigten Wohnungen auf private Bauherren entfielen, so waren es 1956 bereits 68,9 Prozent. Demgegenüber ging der Anteil der öffentlichen Bauherren im gleichen Zeitraum von 4,3 auf 2,7 Prozent zurück. Die Zahl der Arbeiter sowie der Angestellten und Beamten, die als private Bauherren auftraten, vergrößerte sich stetig. Bei den Angestellten und Beamten wuchs der Anteil nach 1952 in drei Jahren von 15,2 auf 19,5 Prozent, bei den Arbeitern von 24,5 auf 31,0.



Die Zahlenangaben zeigen die fortschreitende Modernisierung der bundesdeutschen Haushalte, auf der anderen Seite aber auch, daß bei den meisten dieser Artikel von einer Marktsättigung noch lange keine Rede sein kann.

TECHNIK und PRODUKTION

Weshalb denn immer beim „Schema F“ bleiben

Das ist der einfachste und bequemste Weg: nach den schematischen Richtlinien des Arbeitsvertrages handeln, die alles so genau regeln, was zu unseren Aufgaben, Rechten und Pflichten im Betrieb gehört. Durch Arbeitspläne und abgegrenzte Tätigkeitsbereiche sind wir dann jederzeit in der Lage, festzustellen, wie wir unser Pensum erfüllen.

Ist das aber zugleich auch der Weg, der uns Befriedigung und Freude schafft und das befreiende Gefühl, unsere Schuldigkeit getan zu haben? Das wird niemand aus Überzeugung bejahen können. Denn sehr oft führt diese Einstellung zu einem schablonenhaften Tageswerk, bei dem das Nachdenken, das Ganz-bei-der-Sache-Sein, zu kurz kommt. Wir handeln nach dem berühmten „Schema F“ und machen uns kaum Gedanken, warum dieses Schema das richtige ist, ob es nicht zweckmäßiger unter inzwischen neuen Voraussetzungen geändert werden sollte oder sich in der Wirkung mit dem „Schema F“ des Kollegen überschneidet. Wir verlieren allmählich den Blick für das Ganze und die Tatkraft zum Nachbarn.

Dabei bedürfte es zuweilen nur kleiner eigener Impulse, um die Arbeit aufzulockern, durch eigene Initiativen zu beleben. Der Vorsatz, damit dem Betriebe weiterzuhelfen, braucht durchaus nicht immer im Vordergrund zu stehen. Allein die Tatsache, daß man sich selbst danach freier und gelöster fühlt, weil durch eigene Kraft etwas Neues und Aufbauendes in das Einerlei des Werktags kommt, lohnt schon den Antrieb.

Das feinste Stahldrahtgewebe der Welt

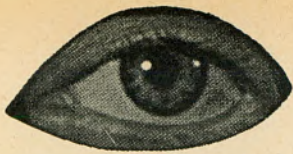
Wenn von Eisen und Stahl die Rede ist, verbinden sich damit zumeist Vorstellungen aus der Welt des Großen und Schwergewichtigen. Aber auch in den Bereichen der hundertstel und tausendstel Millimeter spielt Stahl in den winzigsten Abmessungen eine ebenso wichtige wie interessante Rolle. Hier wird heute in Spezialvorrichtungen bei der Verarbeiten von Stahldrähten ein phantastisch anmutender Grad der Verfeinerung erzielt. Er ist erforderlich, weil diese dünnen und dünnsten Drähte wie die feinsten Stoffäden in der Textilindustrie auf Webstühlen verwebt werden.

Diese Feinstdrähte unterbieten die Stärke eines Menschenhaares von etwa 0,05 mm Durchmesser sehr erheblich. Der Durchmesser eines der bisher feinsten Webdrähte aus Stahl beläuft sich nämlich auf nur 0,025, also auf 25 tausendstel Millimeter. Auf 10 Millimeter des Feingewebes entfallen 200 Maschen, auf einen Quadratzentimeter Gewebe nicht weniger als 40 000.

Die aus den Feinstdrähten hergestellten Gewebe werden in der Hauptsache verwendet für Mahlfineheitsbestimmungen bei Staub- und Zementuntersuchungen, ferner bei Filtergeweben für die Ausscheidung von Fremdkörpern aus der flüssigen Nylon- oder Perlonmasse, für die Reinigung von Kraftstoffen, Farben und Lacken, für die trockene Absiebung zahlreicher pulverfeiner Materialien. In der Drucktechnik gewinnen die Schablonengaze aus Stahldrahtgewebe für den Siebdruck auf Glas, Papier, Textilien, Plastiks oder Hartfaserplatten immer größere Bedeutung, und neuerdings werden auch Schaltungen in den Chassis von Radio-, Telefon- und anderen Apparaten im Siebdruckverfahren hergestellt, und zwar an Stelle der früheren mühsamen Verdrahtung nun in einem Arbeitsgang.

Wagen werden mehr — Motorräder weniger

Insgesamt 212 700 Kraftfahrzeuge wurden im ersten Vierteljahr 1958 im Bundesgebiet ohne Saarland neu zum Verkehr zugelassen. Wie das Kraftfahrtbundesamt in Flensburg mitteilte, waren das 11,5 Prozent mehr als in der Vergleichszeit des Vorjahres. Dabei war die Zulassungszahl der Personenwagen und Kombiwagen mit 154 500 um 21,1 Prozent höher, während die der Motorräder mit 11 400 um 42 Prozent niedriger war als im ersten Vierteljahr 1957.



BLICK IN DIE PRESSE

Verspielte Chancen

Es war einmal eine wirre Zeit, da haben wir alle von Kopfgeld gelebt. Es betrug vierzig DM und wurde auf unseren eigenen Kopf bezahlt — dafür, daß wir ihn oben behielten, sozusagen. Das war vor genau zehn Jahren. Heute dagegen tragen viele von uns den Kopf eher schon wieder ein bißchen zu hoch. Was dazwischenliegt, nennt man das Wirtschaftswunder... Was in den Kommentaren über unsere derzeitige Prosperität wie Haß und Verachtung klingt, das ist... der Ärger darüber, daß so wenige so viel und so viele so wenig davon haben. Dieser Ärger mag unberechtigt sein, aber er ist da. Er ist ein Kennzeichen der Tatsache, daß das „Wunder“ für die erdrückende Mehrzahl der Bundesbürger in einem atemlosen Wettlauf mit den steigenden Kosten ihrer Lebenshaltung und ihren gleichfalls steigenden Ansprüchen besteht. Wir sollten dem Wirtschaftswunder deshalb zum Geburtstag wünschen, daß seine Kritiker sich in Zukunft dieser anderen, dieser eigentlichen Quelle des Unbehagens, nämlich den Mängeln und den Unterlassungen einer ganz und gar nicht wundertätigen Wirtschaftsentwicklung, ein wenig fleißiger widmen... Es gibt eine ganze Menge gescheiter und wohlmeinender Menschen, die ehrlich darüber bekümmert sind, daß die unwiederbringliche Chance, ganz von vorn anzufangen und alles ganz anders zu machen, verspielt worden ist am Roulette der raschen Gewinne. Dieser Kummer ist berechtigt. (Stuttgarter Zeitung)

Preisniveau — Sozialprodukt

Nach den neuen Berechnungen des Statistischen Bundesamtes stellt sich das Bruttosozialprodukt 1957, das ist die Summe der in diesem Zeitraum erstellten Güter- und Dienstleistungen, auf 209,6 Milliarden DM; es ist damit um rund 2,6 Milliarden DM höher, als man nach einer ersten Schätzung angenommen hat. Gegenüber dem Vorjahr ist mit einer Steigerung um 8,4 Prozent (nicht 7,5 Prozent) immer noch ein beachtliches Wachstum zu verzeichnen, das jedoch die Höhe der Vorjahrsraten (1955: + 14,1 Prozent; 1956: + 10,1 Prozent) nicht erreicht hat. Da aber im Jahre 1957 das Preisniveau wiederum um einige Punkte angezogen hat, ist die reale Zunahme des Bruttosozialprodukts wesentlich niedriger... Auf die Bevölkerung bezogen, hat sich das Bruttosozialprodukt 1957 um 6,9 Prozent erhöht; es hat sich damit gegenüber 1950 verdoppelt und macht nunmehr fast das Dreieinhalbfache des Bruttosozialprodukts von 1936 aus. (Industriekurier)

Blank verspricht...

Bundesarbeitsminister Blank bezeichnete in einer Ansprache vor der Weltarbeitskonferenz in Genf zwei Punkte als besonders wichtig für die künftige Sozialgesetzgebung:

1. die stärkere Berücksichtigung der Probleme und Sorgen der Nichthandwerker und
2. den Ausbau der Sozialversicherung zu einem umfassenden System der sozialen Sicherheit für alle.

Vor allem bei den Angehörigen der mittleren und gebobenen Angestelltengruppen sowohl im kaufmännischen wie im technischen Bereich werde die Arbeitsleistung unterbewertet. Diese Berufsgruppen, die wie die freien Berufe durchweg in nicht entfernt so starken Organisationen zusammengefaßt seien wie andere Arbeitnehmer, seien in der modernen Wirtschaft zum Teil gegenüber anderen Gruppen wirtschaftlich und sozial zurückgeblieben. Zu dem geplanten Ausbau eines umfassenden Systems der sozialen Sicherheit erklärte Blank: „Wir sind uns darüber klar, daß die Rentenreform nicht der Abschluß, sondern vielmehr der Anfang eines umfassenden Reformprogramms sein soll. Als nächstes sollen die Unfall- und Krankenversicherung den veränderten sozialen und wirtschaftlichen Umständen angepaßt werden.“

(Frankf. Neue Presse)

Kein Wirtschaftsbericht für 1958

Mit einem volkswirtschaftlichen Lagebericht und mit Vorschlägen für die Steuerung des wirtschaftspolitischen Verhaltens in der nächsten Zukunft ist in diesem Jahre kaum noch zu rechnen. Die Einberufung eines unparteiischen Gremiums von unabhängigen Wissenschaftlern und Konjunkturforschern als „Fels in der Brandung“ der wirtschaftspolitischen Auslegungen verzögert sich noch weiter. Der Bundeswirtschaftsminister hatte die Berufung ursprünglich schon für April vorgesehen gehabt. Jedoch haben die Verhandlungen mit den Wissenschaftlern noch immer nicht zu einem befriedigenden Ergebnis geführt. Zwar ist es gelungen, im Hinblick auf die Aufgaben des Gremiums Klarheit zu schaffen. Doch ist es dem Vernehmen nach bisher nicht gelungen, die auseinanderliegenden Kapazitäten unter einen Hut zu bringen, obwohl ihnen auch die Äußerung von abweichenden Meinungen in der Form von Minderheitsvoten zugestanden wurde. In zuständigen Bonner Kreisen wird die Einstellung der Wissenschaftler und ihr Zögern, diesen wichtigen Auftrag anzunehmen, sehr bedauert. Es soll von den Kandidaten die Befürchtung geäußert worden sein, daß eine solche Gemeinschaftsdiagnose zu „Verwässerungen“, zu halben Wahrheiten und dazu führen könne, daß für wichtig befundene Kriterien aus Rücksicht auf einen Kompromiß schließlich nicht in dem Bericht erscheinen.

(Kölnische Rundschau)

Unser Thema: Generalstreik?

Der Generalstreik hat auch eine rechnerische Seite. Die 6½ Millionen organisierten Gewerkschafter stehen 19½ Millionen nicht-organisierten Arbeitern und Angestellten gegenüber. Bei Lohnkämpfen, beim Ausbaldern der Tarifverträge behandeln die organisierten Gewerkschafter — anders als in den USA — auch für ihre nichtorganisierten Kollegen. Das würde grundsätzlich auch für den Generalstreik aus politischen Gründen gelten. Doch nur die organisierten Gewerkschafter haben Anspruch auf Streikgelder. Dabei ist die innere Einheit der Gewerkschaft in der Frage des Generalstreiks unterstellt. Hingegen werden Unternehmermaßnahmen gegen einen solchen Streik, wenn er faktisch werden sollte, kaum Gewicht haben.

Die Folge eines Generalstreiks wäre eine Versorgungsanarchie — ebendies ist der Machtfaktor, den man einsetzen muß, um das Ziel des Streiks zu erreichen, den man aber auch kennen muß, wenn man ihn einzusetzen verlangt.

Es liegt auf der Hand, daß der Generalstreik in bürgerkriegsähnliche Zustände, wenn nicht in den Bürgerkrieg selbst hineinführt und damit auch die Kräfte jenseits der Zonengrenze aktiviert, deren Kontrolle unmöglich sein würde. Zugleich leitet er eine Zerreißprobe ein, die die Anarchisierung der Gesellschaft von unten gegen deren Regierung ausspielt, bis einer der beiden Faktoren Sieger bleibt. Der Mechanismus dieser Zerreißprobe läßt es aber nicht zu, daß sich der eine oder der andere geschlagen bekennt. Darin liegt ein totalitärer Zwang.

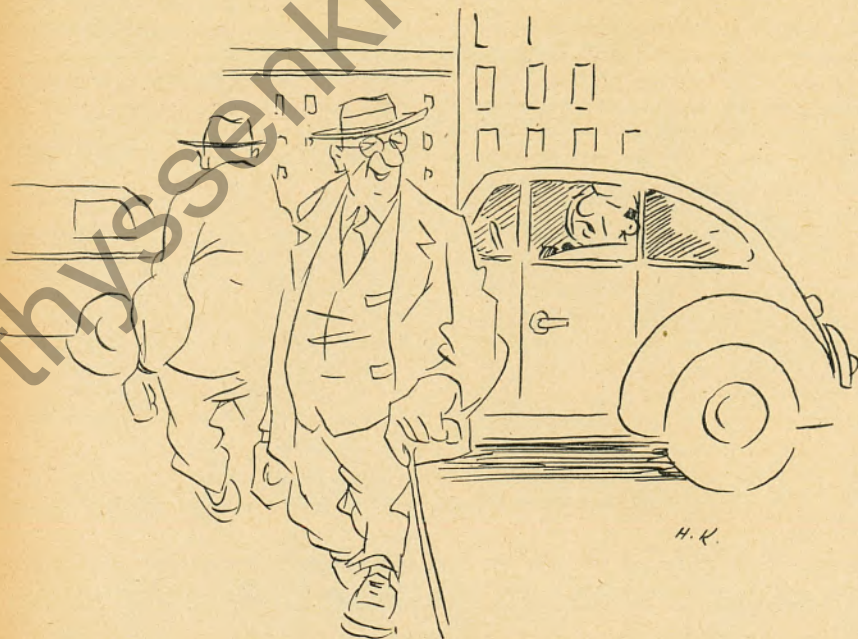
Die Diskussion in den Gewerkschaften selbst kreist mehr oder weniger ausgesprochen um einen anderen Aspekt, den der Streikfähigkeit einer bürokratisierten Institution. Es geht dabei weder um das Rechenexempel, welche Zahl organisierter Gewerkschafter mit entsprechendem Sog auf ihre Kollegen etwa zum Streik aufgerufen werden kann, noch um die Popularität, noch um die Aussichten auf den Erfolg, noch um die Bedenklichkeit politisch-wirtschaftlicher Folgen, noch um das Für und Wider des Bürgerkrieges. Es handelt sich um ein Phänomen, das wie eine Lähmungserscheinung wirkt. Sowohl die Spitze der Gewerkschaft hat sich mehr oder weniger entschieden für den Generalstreik als letztes politisches Mittel gegen die atomare Aufrüstung ausgesprochen als auch die Masse der Arbeiter und Angestellten, und nicht nur der organisierten Gewerkschafter. Dennoch kommt diese einheitliche Willensbildung gegen die atomare Aufrüstung der Bundesrepublik zu keinem überzeugenden Ausdruck, der als Vor- und Warnsignal für einen künftigen Generalstreik gelten könnte. Die Führung zaudert, weil sie sich des tatsächlichen Kampfwillens der Gefolgschaft und der von dieser aufzubringenden Energie nicht sicher ist.

(CrP-Informationsdienst, Club republikanischer Publizisten im Grünwalder Kreis)

Der tüchtige und zuverlässige Arbeiter trägt stets den Schutzhelm!



Der Neid auf den Fußgänger



Früher war alles schrecklich einfach, heutzutage ist alles einfach schrecklich. In meiner Jugend wußte man genau Bescheid: Die Wanzen wurden von den Fußgängern totgetreten, die Fußgänger von den Radfahrern umgeschmissen, die Radfahrer von den Automobilisten an die Wand gequetscht. Jeder wußte damals also genau, woran er war. Alles war in schönster Ordnung.

Wie anders ist es heutzutage!

Wanzen gibt es überhaupt nicht mehr, Fußgänger haben Bewährungsfrist und machen vorsichtig Gebrauch davon. Die Radfahrer sitzen meist auf Motorrollern mit Soziussitz. Die Herren Kraftfahrer aber toben in ihren Blechkisten nun aufeinander los wie weiland die Ritter auf ihren Turnierplätzen.

Wenn man heutzutage einen Bankkredit haben will und man kann einen vollmotorisierten Erbonkel nachweisen — so bekommt man jede Summe ausbezahlt. Dies ist natürlich sehr angenehm.

Andererseits hat man heutzutage als Fußgänger sehr mit dem Neid zu kämpfen. Kaum hat man sich irgendwo als Fußgänger bekannt, schon heißt es: „Was, Sie haben keinen Kraftwagen? Sie müssen ja im Geld schwimmen, wenn Sie es sich in dieser Zeit noch leisten können, zu Fuß zu gehen.“ Tatsächlich, so weit ist es gekommen:

Der Generaldirektor beneidet heutzutage seinen Portier,

weil letzterer noch Zeit hat, gelegentlich einen Spaziergang zu machen.

Der Fußgänger — es mag sein, daß er kein Geld hat. Geld ist nicht wichtig, denn es kann notfalls in Lotto, Toto, Lotterie gewonnen werden. Aber nirgendwo kann Zeit gewonnen werden. Gewiß, es gibt Institutionen, die verteilen glatt drei Jahre sechs Monate mit Bewährungsfrist, aber so etwas kann natürlich nicht als reiner Zeitgewinn betrachtet werden.

Der Fußgänger hat Zeit. Dies aber wurmt die Motorisierten. Sie neiden dem Fußgänger seine beschauliche Behäbigkeit. Daher der Zorn der Motorisierten auf die Fußgänger.

Hier aber liegt der Hund auf der Hand:

Der Fußgänger kann beim Sonntagsausflug kaltblütig den sechsten Schoppen nach dem fünften konsumieren, der Kraftfahrer kann höchstens dadurch Abwechslung in seine Getränke bringen, daß er sich Apfelsaft und Fleischbrühe mischt.

Der Fußgänger ist eben die aristokratische Edelrasse der Menschheit. Souverän fächelt er sich die Auspuffgase illiquider Autofahrer aus dem Antlitz. Und wenn er dann von weither das berstende Geräusch zweier ineinandergeratener Untersetzer hört, verschönt ein gütiges Lächeln seine hoheitsvollen Züge.

Günther Borth

So steht es um unsere Betriebskrankenkasse

Unter dieser Überschrift hatten wir in unserer Ausgabe Juni 1958 auf Seite 326 einen Überblick über die Jahresrechnung der Kasse im Jahre 1957 gegeben. Ergänzend möchten wir

mitteilen, wie sich der Mitgliederbestand im Jahre 1957 bewegt hat, wie hoch die Zahl der Leistungsfälle und die Krankenziffer in den einzelnen Monaten waren:

Stichtag	Mitglieder (ohne die im Wehrdienst stehenden)						Zusammen
	Pflichtmitglieder ohne Rentner		Rentenbezieher und -bewerber		Freiwillige Mitglieder		
	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich	
	1	2	3	4	5	6	
1. Januar	14 723	804	1 096	1 280	2 004	364	20 271
1. Februar	14 721	798	1 089	1 289	2 011	359	20 267
1. März	15 018	790	1 117	1 296	2 023	356	20 600
1. April	15 236	792	1 104	1 320	2 149	369	20 970
1. Mai	15 623	847	1 105	1 332	2 107	368	21 382
1. Juni	15 848	848	1 113	1 353	2 043	364	21 569
1. Juli	15 956	854	1 119	1 362	2 047	363	21 701
1. August	15 960	865	1 143	1 374	2 065	363	21 770
1. September	16 033	857	1 161	1 386	2 160	384	21 981
1. Oktober	16 103	857	1 166	1 390	2 178	382	22 076
1. November	16 389	885	1 186	1 397	1 993	329	22 179
1. Dezember	16 464	888	1 203	1 425	1 937	316	22 233
1. Januar	16 548	875	1 198	1 426	1 942	308	22 297
Summen	204 622	10 960	14 800	17 630	26 659	4 625	279 296
Jahresdurchschnitt (Summen: 13)	15 740	843	1 138	1 356	2 051	356	21 484

So ist es auf der Hütte

Hinsichtlich der Westfalenhütte ergibt sich folgende Gegenüberstellung der Mitgliederzahlen (die Prozentziffern geben den Anteil an der Gesamtmitgliedschaft der Kasse an):

Am 1.	1956		1957		Änder. %
	Zahl	%	Zahl	%	
Januar	14 254	78,32	13 999	78,27	— 0,05
Februar	14 247	78,18	14 013	78,33	+ 0,15
März	14 242	78,10	14 276	78,52	+ 0,42
April	14 298	78,22	14 573	78,85	+ 0,63
Mai	14 585	78,48	15 055	79,22	+ 0,74
Juni	14 699	78,59	15 123	79,16	+ 0,57
Juli	14 830	78,73	15 268	79,37	+ 0,64
August	14 901	78,81	15 359	79,81	+ 1,00
September	14 400	78,24	15 542	79,99	+ 1,75
Oktober	14 229	78,04	15 645	80,14	+ 2,10
November	14 116	78,32	15 762	80,45	+ 2,13
Dezember	14 003	78,24	15 795	80,57	+ 2,33

Der durchschnittliche Krankenstand

in den einzelnen Monaten des Jahres 1957 für unsere Dortmunder Betriebe:

Monat	Kranke	% der Mitglieder
Januar	667	4,76
Februar	594	4,16
März	546	3,75
April	565	3,75
Mai	582	3,85
Juni	595	3,90
Juli	760	4,95
August	1083	6,97
September	1180	7,54
Oktober	888	5,63
November	750	5,24
Dezember	886	5,54
Im Durchschnitt	758	5,00
Dagegen 1956:	666	4,56

Die Vertreterversammlung

Am 16. Juli 1958 fand die erste Sitzung der neuen Vertreterversammlung statt. Bekanntlich lief die Amtsperiode der bisherigen Versichertenvertreter am 30. Juni 1958 ab; die Neugewählten traten an ihre Stelle. Da bei unserer Kasse nur eine Liste eingegangen war, nämlich die des Deutschen Gewerkschaftsbundes, gelten die darauf verzeichneten Männer und Frauen als gewählt, ohne daß ein Wahlgang stattzufinden brauchte. Mit einigen Veränderungen waren es zum größten Teil dieselben Versichertenvertreter, die schon seit Jahren für unsere Kasse gesorgt haben.

Die erste Sitzung, die vor allen Dingen dazu diente, der neuen Vertreterversammlung ihre Form zu geben, wurde von dem Vorsitzenden des Wahlausschusses, Albert Pfeiffer, eröffnet, der über die Vorgänge anlässlich der Wahl berichtete und zur Wahl des Vorsitzenden der Vertreterversammlung aufforderte. Durch Zuruf wurde Direktor Berndsen vorgeschlagen. Er wurde einstimmig gewählt.

Nachdem Direktor Berndsen das Amt angenommen hatte, dankte er dem Wahlausschuß, der Verwaltung und besonders dem Vorsitzenden des Wahlausschusses, Albert Pfeiffer, für die Mühewaltung beim Zustandekommen der neuen Vertreterversammlung. Im Anschluß daran wurde zum Stellvertreter des Vorsitzenden einstimmig Paul Huf aus Hohenlimburg wiedergewählt. Auch der bewährte alte Schriftführer Adolf Vieth wurde einstimmig wiedergewählt.

Die Widerspruchsstelle

Zur Widerspruchsstelle mußten einige Ausfälle ergänzt werden. Unsere Widerspruchsstelle bestand immer aus einem Vertreter des Arbeitgebers und seinem Stellvertreter, einem Versicherten aus dem Vorstand und zwei Stellvertretern und einem Versicherten aus der Vertreterversammlung und zwei Stellvertretern.

Als Arbeitgebervertreter wurde Direktor Berndsen wiedergewählt, zu seinem Stellvertreter Prokurist Dr. Vogel. Aus dem Vorstand wurden Albert Pfeiffer und als dessen erster Vertreter Richard Bastian, Hohenlimburg, und als zweiter Vertreter Alfred Sander wiedergewählt. Aus der Vertreterversammlung wurde Helmut Latta an Stelle von Martin Kutschka gewählt. Zum ersten Vertreter wurde Heinrich Grabe wiedergewählt; zum zweiten Vertreter wurde Karl Kowalski an Stelle des ausgeschiedenen Hermann Himmeröder gewählt.

Der neue Vorstand

In den Vorstand wurden einstimmig die nachstehend aufgeführten Versicherten gewählt (Mitglieder [lfd. Nr.] bzw. erste [a] und zweite [b] Stellvertreter):

1. Pfeiffer, Albert a) Voelz, Karl b) Preuß, Bernhard
2. Graf, Gustav a) Rose, Franz b) Wydorski, Andreas
3. Hövelmann, Fritz a) Schuy, Kurt b) Peddinghaus, Raimund



Von links: Johann Frömer, Josef Heinz, Heinrich Grabe

4. Dombowski, Wilhelm a) Jendhoff, Walter b) Dorozalla, Johann
5. Thiesbrummel, Franz a) Siepmann, Theo b) Pieper, Bernhard
6. Bastian, Richard a) Gehentges, Helmut b) Ullrich, Josef alle Hohenlimburg
7. Dippel, Konrad a) Josch, Heinrich b) Dietz, Willi
8. Busse, Wilhelm a) Kettler, Walter b) Graf, Heinrich
9. Sander, Alfred a) Büttig, Herbert b) Neumann, Herbert
10. Schmidt, Erich a) Müller, Franz b) Meyer, Bruno

Vom Arbeitgeber wurde als sein Vertreter Arbeitsdirektor Berndsen benannt und als dessen Stellvertreter Prokurist Dr. Erich Vogel.

Der neugewählte Vorstand wählte anschließend zu seinem Vorsitzenden Arbeitsdirektor Berndsen und zu dessen Stellvertreter Albert Pfeiffer. Den Schriftführer und die Mitglieder der Kuren-Kommission wird der Vorstand in seiner nächsten Sitzung wählen.

Mitglieder der Vertreterversammlung

Nachdem die genannten Versichertenvertreter in den Vorstand gewählt und damit aus der Vertreterversammlung ausgeschieden sind, rücken entsprechend die nächsten auf der Vorschlagsliste stehenden Kandidaten in die Vertreterversammlung ein.

Diese besteht nunmehr aus folgenden Versicherten: (Mitglieder [lfd. Nr.] bzw. erste [a] und zweite [b] Stellvertreter):

1. Vieth, Adolf a) Nüse, Heinrich b) Pässing, Bruno
2. Trömer, Johann a) Nasgowitz, Ernst b) Miernick, Ludwig
3. Steegmann, Wilhelm a) Grunwald, Karl-Heinz b) Hoffmeister, Heinz

4. Gorny, Martha a) Vater, Irene b) Seidenstücker, Ernst
5. Wellmann, Walter a) Dietrich, Hugo b) Stamm, Albert alle Hohenlimburg
6. Winkels, Emil a) Henselmann, Fritz b) Grevener, Walter alle Hohenlimburg
7. Latta, Helmut a) Baukloh, Robert b) Mündelein, Josef
8. Kowalski, Karl a) Fige, Wilhelm b) Reich, Ernst
9. Ickerott, Josef a) Schaar, Gerd b) Schliep, Günter
10. Christ, Johann a) Dreier, Franz b) Freitag, Willi
11. Thiemann, Wilhelm a) Wollbrecht, Paul b) Speith, Theodor
12. Adelt, Walter a) Feitkenhauer, Karl b) Amedieck, Clemens
13. Gottlob, Johann a) Alexander, Wilhelm b) Smalla, Reinhold
14. Huf, Paul a) Hommer, Wilhelm b) Schmitz, Hubert
15. Beckmerhagen, Karl a) Reuter, Rudolf b) Bickmann, Heinz alle Hohenlimburg
16. Bunte, Franz a) Sprint, Franz b) Pinninghoff, Heinr.
17. Schaffrin, Hans a) Hahnke, Emil b) Hegel, Willi
18. Galda, Johann a) Pittberg, Josef b) Pahlhammer, Clemens
19. Hückelheim, Ewald a) Allinger, Ambrosius b) Lehmann, Meta
20. Maibaum, Wilhelm a) Krüger, Willi b) Ewers, Franz
21. Kuhr, Hugo a) Klein, Friedrich b) Neukirch, Mathias
22. Preising, Karl a) Holcher, Hans b) Pfeil, Willi
23. Stang, Heinz a) Vernholz, Karlheinz b) Groß, Heinz
24. Wulle, Heinz a) Jeske, Heinrich b) Steimann, Karl
25. Seidler, Fritz a) Heimann, Willi b) Roggenbach, Horst
26. Hoffmann, Hermann a) Fischer, Wilhelm b) Fülling, Paul
27. Grabe, Heinrich a) Stachel, Hermann b) Jagodzinski, Albert
28. Heinz Josef a) Wiedemann, Walter b) Lewandowski, Franz
29. Wolf, Helmut a) Funke, Georg b) Gronwald, Gerhard
30. Frieg, Hans a) Schreiner, Johann b) Fiegen, Hans

Als Vertreter des Arbeitgebers wurden Arbeitsdirektor Alfred Berndsen und als sein Stellvertreter Prokurist Dr. Erich Vogel benannt.

Der Vorsitzende berichtete, daß das langjährige Mitglied des Vorstandes, der frühere Vorsitzende des Betriebsrates, Gustav Schwentke, nicht mehr als Mitglied des Vorstandes oder der Vertreterversammlung tätig sein kann, weil er sich aus Gesundheitsrücksichten diesen Aufgaben nicht mehr unterziehen darf. Die Vertreterversammlung gedachte dankbar seiner aufopfernden Tätigkeit.

Von links: Alfred Sander, Walter Kettler, Walter Wellmann, Emil Winkels, Richard Bastian



Nachdem die anwesenden Mitglieder der alten Vertreterversammlung das letzte Protokoll gutgeheißen hatten, berichtete Geschäftsführer Köhling über die Entwicklung und

die jetzige Lage der Kasse

Das Geschäftsjahr 1957 hatte mit einem erheblichen Verlust abgeschlossen. Auch im Jahre 1958 trat eine Besserung der Kassenlage nicht ein. Die Monate Januar, insbesondere aber infolge der Grippe-Erkrankungen der Februar und März schlossen mit weiteren großen Verlusten ab. Nachdem auch der Monat April 1958 eine Besserung der Kassenlage nicht ersehen ließ, waren die letzten Rücklagen der Kasse verbraucht und die Betriebsmittel bis auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Um die Leistungsfähigkeit der Kasse erhalten

und die Kasse bekam die dringend notwendigen Betriebsmittel. Das Betriebsmittelsoll ist allerdings noch nicht erreicht, und an eine Wiederauffüllung der Rücklage, die für Notzeiten unbedingt erforderlich ist, konnte noch nicht gedacht werden. Es ist aber zu hoffen, daß für diese Zwecke in den nächsten Monaten gewisse Beträge übrigbleiben werden, wenn auch nicht so viel wie im Monat Mai 1958.

Von besonderer Wichtigkeit ist bei unserer Krankenkasse immer der Krankenstand. Wir sind zwar der Ansicht, daß das Krankengeld nicht die wichtigste Leistung ist, denn die Hauptsache ist die Pflege der Kranken, während das Krankengeld dazu dienen soll, den Kranken vor materieller Not zu schützen. Trotzdem ist das Krankengeld aber unser höchster Ausgabenposten, so daß vom Krankenstand bezüglich der finanziellen Lage der Kasse sehr viel abhängt.

Im Monatsdurchschnitt feierten in diesem Jahre krank:

Im Januar	1211 = 6,18 v. H.
„ Februar	1488 = 7,55 v. H.
„ März	1222 = 6,16 v. H.
„ April	1017 = 5,10 v. H.
„ Mai	929 = 4,68 v. H.
„ Juni	675 = 4,02 v. H.



Von links: (halbverdeckt) Erich Schmidt, Wilhelm Malbaum, Ewald Hückelheim, Heinz Stang, Johann Galda, Karl Preisung

zu können, war daher dringend eine Vermehrung der Einnahmen, die nur durch Erhöhung der Beiträge erzielt werden konnte, erforderlich. Auf Vorschlag des Vorstandes beschloß daher die Vertreterversammlung eine Erhöhung des Regelbeitrages von 7,5 auf 8 v. H. des Grundlohnes ab 1. Mai 1958. Da mit einer Genehmigung durch das Oberversicherungsamt in der verbleibenden kurzen Frist nicht gerechnet werden konnte, beantragten Vorstand und Vertreterversammlung beim Versicherungsamt, diese Beitragserhöhung zunächst anzuordnen. Diese Anordnung ist auch erfolgt und hat die Zustimmung des Arbeitsministers und der Preisbildungsstelle gefunden, so daß ab 1. Mai 1958 der Regelbeitrag der Kasse 8 v. H. des Grundlohnes beträgt.

Die ermäßigten Beiträge sind, da sie vom Krankengeld unabhängig sind, beibehalten worden. So beträgt also der Beitrag für Versicherte, die mindestens für zwei Wochen Anspruch auf Arbeitsentgelt haben, 5,5 v. H. und für freiwillig Versicherte und Weiterversicherte, die keinen Anspruch auf Krankengeld haben, 4,5 v. H.

Der Beitrag für die Rentner beträgt bei unserer Kasse 5,33% und wird nach dem vom Bundesarbeitsminister festgesetzten Durchschnittsgrundlohn errechnet. Der Monat Mai 1958 brachte infolgedessen eine Mehreinnahme, die sich noch dadurch weiter erhöhte, daß infolge der Auszahlung der Gewinnanteile die Grundlöhne höher waren. Gleichzeitig setzte auch endlich ein Rückgang des Krankenstandes ein, wodurch die Ausgaben für Krankengeld sich fühlbar senkten. So konnte Ende Mai 1958 endlich wieder ein Überschuß verbucht werden,

Mitte Juli 1958 feierten in Dortmund 4,42 v. H. der Arbeiter, 3,90 v. H. der Angestellten, mithin im Gesamtdurchschnitt 4,34 v. H. der Mitglieder krank. Wenngleich dieser Krankenstand niedriger als in der vorherigen Zeit ist, so muß doch bedauerlicherweise festgestellt werden, daß unsere Kasse, die früher immer weniger Kranke hatte als der Durchschnitt aller Kassen, immer noch über dem Durchschnittskrankenstand liegt. Alle Betriebskrankenkassen im Hüttenwesen hatten im Durchschnitt des Monats Juni 1958 4,35% Kranke, wohingegen unser durchschnittlicher Krankenstand 4,65% betrug. Unter den Dortmunder Krankenkassen war der Durchschnitt 4,37 und unter den Dortmunder Betriebskrankenkassen 4,47 v. H., also auch weniger als bei uns. - Geschäftsführer Hermann Köhling schloß seinen Bericht: Die neuen Versichertenvertreter in den Kassenorganen haben eine umfangreiche Aufgabe vorgefunden. Wir alle wünschen ihnen für ihre Tätigkeit einen recht guten Erfolg zum Segen aller, die in unserer Betriebskrankenkasse versichert sind.

Von links: Geschäftsführer Hermann Köhling, Arbeitsdirektor Alfred Berndsen, Albert Pfeiffer, Franz Thiesbrummel



Der tüchtige und zuverlässige Arbeiter achtet stets auf Warnzeichen !

Wie häufig wird die Betrachtung eines erfolgreichen Menschen mit der Redensart abgetan: „Er hat eben Glück gehabt.“ In Wirklichkeit ist das Zufallsglück ziemlich gleich auf alle Menschen verteilt, bestimmt aber fast nie den Erfolg eines ganzen Lebens.

Wir sehen vielmehr im Leben der erfolgreichen Männer, wie sich das „Glück“ organisch entwickelt, parallel zur Gestaltung des Schaffens und der Persönlichkeit, zur Entwicklung ihres Geistes und Willens, ihrer Tatkraft, ihrer Ausdauer und ihres Weitblicks. Es ist der verdiente Erfolg aus Klugheit, Strebsamkeit und Beharrlichkeit, aus vernünftiger Wahl unter vielen Möglichkeiten, aus der Voraussicht, daß in guten Zeiten für schlechte vorgesorgt werden muß.

Ihr „Glück“ ist untermauert aus solidem Wissen und Können, aus der Arbeit an sich selbst und an der Sache, der sie dienen, aus der nutzbringenden Verwertung ihrer Fortschritte und dem fruchtbringenden Einsatz ihrer Gewinne. Es wird durch günstiges Geschick oder gute Zeiten nur etwas beschleunigt, kann aber auch in schlechten Zeiten nicht zerstört werden.

Solche Menschen haben immer Glück, weil sie das Glück regieren. Es ist mit ihrem Kopf und ihrer Hand verbunden. Wir sehen das sehr deutlich an großen Unternehmern, die auf solchem Fundament die Weltwirtschaftskrisen, Inflationen und schweren Erschütterungen der Waren- und Geldmärkte siegreich überstanden haben, während allerlei Scheinblüten der Wirtschaft in solchen Zeiten bald wieder verweht sind.

Auch das „Unglück“ im Niedergang und Zusammenbruch von Unternehmen und Existenzen zeigt zumeist eine organische Entwicklung. Fast nie gibt es da nur eine Ursache, sondern gewöhnlich findet man eine Reihe alter Unzulänglichkeiten, Fehler und Versäumnisse: Trägheit in Entwicklung und im Handeln, das Verharren im Unfruchtbaren oder Schädlichen, Ziel- und Planlosigkeit, Mängel in Anpassung und Vorsorge, Leichtsinns im Vorgehen, Verschwendung in Luxus, das alles muß notwendig in das „Unglück“ führen.

Nur selten liegt die Schuld am Unglück an den Dingen, an Umständen, Verhältnissen oder anderen Menschen, sondern zumeist im Menschen selbst, und wer sie im Niedergang dort zuerst sucht, erkennt und die Ursachen beseitigt, kann damit sein Unglück überwinden.

Mit freundlicher Genehmigung des Alfred-Scherz-Verlages aus H. Ph. Schneider „Durch Wahrheit zur Klarheit“.

Wenn wir in Urlaub fahren . . .

. . . dann genügt es nicht, dem vertretenden Kollegen, der das verwaiste Ressort mitbearbeiten soll, einen sauber aufgeräumten Schreibtisch mit dem dazugehörigen Schlüssel zu übergeben. Es ist auch nicht damit abgetan, ihm eine halbe Stunde vor dem Weggehen im Eiltempo: „Also, hör mal schnell zu . . .“ die wichtigsten Vorgänge plausibel machen zu wollen. Der Kollege, in dem Augenblick vielleicht gerade aus der Bearbeitung einer heiklen Sache herausgerissen und mit dem eigenen Problem beschäftigt, wird dann bestimmt nur mit halbem Ohr zuhören und kaum richtig erfassen, was zu beachten ist. Eine so gehandhabte Einweisung könnte sich leicht zu einem kleinen Fiasko auswirken.

Will man vermeiden, bei seiner Rückkehr möglicherweise mit einer herzhaften „Chef-Zigarre“ empfangen zu werden, so empfiehlt es sich, der Vertretung neben den entsprechenden Erklärungen einen schriftlichen Abriß der anfallenden Arbeiten, kurz und übersichtlich gefaßt, zu übergeben. Das kostet wenig Mühe, lohnt sich aber immer; denn was der andere „schwarz auf weiß“ besitzt, kann keinen Schaden bringen. Man selber aber wird seinen Urlaub ohne den quälenden Gedanken: „Macht der Schulz auch alles richtig?“ unbeschwerter genießen — ganz abgesehen davon, daß man es sich für die eigene Vertretungszeit auch nicht anders wünscht.

Neue Akzente in der Betriebswirtschaft

Das Große Einmaleins, die „wirtschaftliche Prüfung im Betrieb“, besteht aus der Relation von Kostenfaktoren und Kostenarten. Die bedeutenden Leistungen der Betriebswirtschaftslehre und ihrer bekannten Meister bestanden in der Durchforschung der Kostenzusammenhänge, wie es Betriebsabrechnungsbogen, Kontenrahmen und andere Analysen beweisen. Das alles ist ein beträchtlicher Fortschritt gegenüber der ersten Zeit der Industrialisierung, in der mehr oder weniger nach der soliden, aber angesichts der Komplizierung der Vorgänge nicht mehr ausreichenden klassischen Buchhaltung verfahren und abgerechnet wurde.

Es hat aber den Anschein, als befänden wir uns

an der Schwelle neuer Methoden und Instrumente

betrieblicher Prüfung. Schon der Weg von der Kostenanalyse nach Abschluß des Betriebsgeschehens erwies sich frühzeitig als unzureichend und unbefriedigend. Es begann das Wettlaufen mit der Bilanz. Moderne Methoden und Verfahren halfen, die Abrechnungszeiten zu verkürzen. Man fand die Brücke zur Finanzplanung. Man befreite sich von der Gefahr, daß die Kostenerstellung zum Selbstzweck wurde, und besann sich auf die einfache Formel, daß jede Betriebstätigkeit nur dem Erfolg des Betriebs zu dienen habe.

Auch die Buchhaltung ist nur ein Instrument, ebenso wie die Finanzplanung. Sie sollen die richtigen Dispositionen auf Grund aussagegültiger Unterlagen erleichtern. Die steuerliche Abrechnung ist zwar ebenfalls wichtig angesichts der Höhe des steuerlichen Faktors und der engen Verflechtung der Wirtschaft mit dem Fiskus, aber eben auch nicht Selbstzweck. Eine Beschäftigung mit einem Aufgabengebiet verleitet immer dazu, es in enger und naher Sicht überzubewerten.

So ist es verständlich, daß man sich heute mehr und mehr der

Planung und deren Grundlinien im Betrieb

zuwendet. Man argumentiert mit Recht, daß die Kosten, so schnell sie auch erstellt werden, immer historischen Wert haben müssen, denn sie sind eben schon entstanden oder zumindest in der Planung festgelegt.

Wer falsch plant, hat auch falsche kalkulatorische Kosten zu erwarten. Man setzt die Planung über die Kostenanalyse und die Abrechnung. Man weiß aber auch, daß, ähnlich wie bei Beginn der Betriebswirtschaftslehre, viel Neuland zu durchforschen ist. Es sind die optimale Größenordnung eines Betriebes, seine Zuordnung im Wirtschaftsgefüge, seine optimale Anlage in der inneren Gliederung zu ergründen. Die praktische Abtastbarkeit zeigt sich dann in der Organisation und ihrem Gefüge. Man weiß auch, daß Organisation ebensowenig wie die Abrechnungstechnik Selbstzweck sein kann, sondern nur ein Spiegel der Gesamtplanung. Ähnlich, wie man sehr bald von der statistischen zur dynamischen Bilanz vorstieß, sieht man auch die Planung als bewegliches und betriebsnahes Steuerungselement.

Für die Rationalisierung und ihren Zukunftserfolg

bedeutet es eine aktuelle Aufgabe, sich mit diesen Methoden und Wegen auseinanderzusetzen und die Planung als wesentliches Element rationellen Geschehens im Betrieb zu sehen. In der Praxis heißt das, daß wir an den Hochschulen und in Fort- und Weiterbildungszentren neben die Kostenanalyse die Planung als Lehrinstrument setzen müssen. Es ist daher Aufgabe aller Rationalisierungszentren, vorausschauend diesen Wandlungsprozeß in der betriebswirtschaftlichen Theorie und Praxis frühzeitig zu erkennen und zu nutzen.

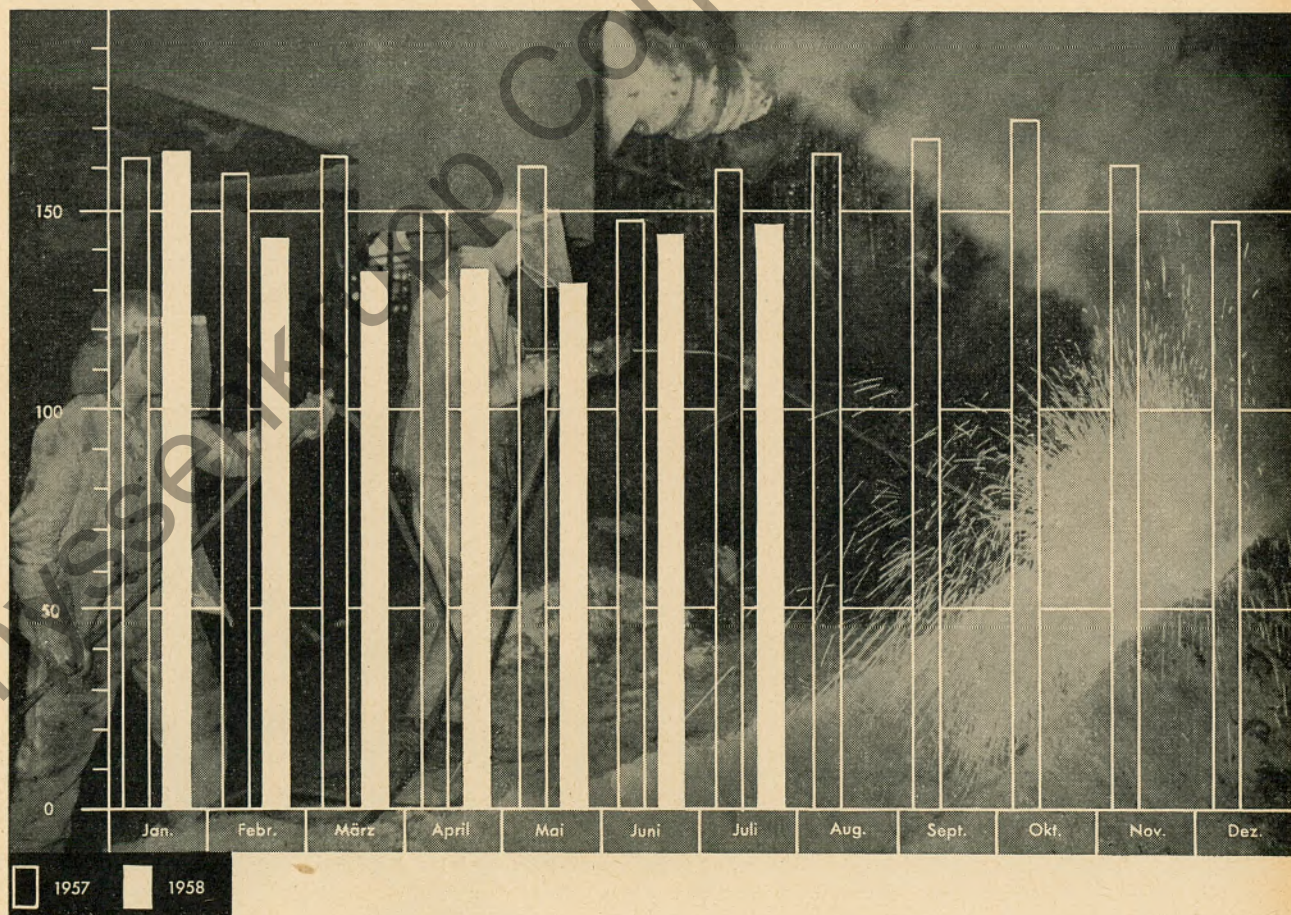
In Ausübung seines Berufes
verunglückte tödlich unser Be-
legschaftsmitglied

Franz Podlewski

Eisenbahnabteilung

Vorstand, Betriebsvertretung
und Belegschaft betrauern sei-
nen Tod und werden ihm ein
ehrendes Gedenken bewah-
ren.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160 164 t

Nachkriegshöchsterzeugung Okt. 1957 = 175 330 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536 t

AUS UNSERER SOZIALARBEIT

Unsere Sozialberatung

hatte im letzten Vierteljahr rund 1800 Sprechstundenbesucher. Wieviel stille Not materieller und seelischer Art, aber auch wieviel notwendiges Einfühlungsvermögen und wieviel Hilfwollen und Helfenmüssen diese Zahl beinhaltet, läßt sich nicht fassen und darlegen.

An Unterstützungen in besonderen Notfällen wurden 47 000 DM gewährt.

104 Kinder wurden in Kuraufenthalte verschickt.

In Erholungsaufenthalte wurden 1675 Belegschaftsmitglieder verschickt, nachdem ihre Erholungsbedürftigkeit festgestellt worden war.

Um sozialpolitische Fragen

ging es in einem Gespräch zwischen (von links) Alexander Zakharov, Abteilungsleiter des Zentralausschusses der sowjetischen Gewerkschaften — Kurt Ficich — Konstantin Kuprijanow, stellv. Vorsitzender des Sportrates der sowjetischen Gewerkschaften — Johannes Hoischen — Eugeni Grigoriew, Korrespondent der sowjetischen Gewerkschaftszeitung „TRUD“ — Walter Behrendt. Die Gäste, die einer Einladung der UNESCO folgten, hatten u. a. die Lehr- und Invalidenwerkstätten und Siedlungen besucht.

Krankenkasse erhofft Besserung

Das erste Vierteljahr 1958 verlief für unsere Betriebskrankenkasse äußerst ungünstig. Infolge des hohen Krankenstandes, der durch die Grippe-Epidemie im Februar 1958 sehr beeinflusst wurde, waren die Ausgaben höher als die Einnahmen, so daß die Rücklagen der Kasse Ende März 1958 völlig aufgezehrt waren. Seit dem 1. 7. 1957 hat die Kasse ihre Rücklage restlos aufbrauchen müssen. Die ab 1. 9. 1957 eingeführte Beitragserhöhung erwies sich als zu gering. Da auch der April 1958 eine Besserung der Lage nicht brachte, mußte der Regelbeitrag weiterhin erhöht werden, und zwar von 7,5 auf 8 v. H. des Grundlohnes. Diese Maßnahme trat am 1. Mai 1958 in Kraft und hatte den gewünschten Erfolg.

Da der Monat Mai 1958 eine besonders hohe Grundlohnsumme erbrachte, stiegen die Einnahmen erheblich an. Erfreulicherweise ging auch der Krankenstand auf ein Maß zurück, das man unter den heutigen Umständen als normal bezeichnen kann, so daß die Krankengeldausgabe geringer war als in den Vormonaten.

Die Folge war, daß die im April 1958 restlos erschöpften Betriebsmittel wieder aufgebessert wurden, so daß die Zahlungsfähigkeit der Kasse gesichert ist. Das Betriebsmittelsoll ist zwar noch nicht erreicht, und eine neue Rücklage muß gebildet werden. Wenngleich mit einem ähnlichen Überschuß wie im Monat Mai 1958 in den kommenden Monaten nicht zu rechnen ist, so hoffen wir doch, kleinere Überschüsse zu erzielen und so allmählich die Betriebsmittel wiederauffüllen und eine neue Rücklage bilden zu können.

Wohnungen werden gebaut

Seit unserem letzten Bericht wurden 60 Wohnungen fertiggestellt, dazu gehörten 14 Häuser mit 27 Wohnungen in der „Franz-Zimmer-Siedlung“. Hier hoffen wir bereits in Kürze mit einem neuen Bauabschnitt (8 Eigenheime) beginnen zu können. Von den z. Z. noch im Bau befindlichen 351 Wohnungen wird voraussichtlich der größte Teil im Laufe dieses Sommers bezugsfertig werden.



Außer einem Siedlungsabschnitt befinden sich auch mehrere Mietwohnungsprojekte neu in Vorbereitung. Es ist zu hoffen, daß auch mit diesen Objekten nach Fertigstellung der jetzt im Bau befindlichen Wohnungen begonnen werden kann.

In der Berichtszeit wurden 35 000,— DM an Einzeldarlehn bewilligt. Mit diesen Darlehn konnten 8 Belegschaftsfamilien wohnungsmäßig versorgt werden.

Es wird viel getan —

auch gegen die Unfallgefahren. Trotzdem ist selbst die erheblich verringerte Unfallzahl zu hoch:

In der Zeit vom 1. 1. 58 bis 30. 6. 58 ereigneten sich auf dem Hüttenwerk 692 leichte, 1 schwerer und 1 tödlicher Unfall.

Auf dem Wege zur bzw. von der Arbeit ereigneten sich 132 leichte Unfälle und 1 tödlicher Unfall.

Der berufsgenossenschaftliche Durchschnitt für die ersten 6 Monate des Jahres 1958 beträgt 12,3 Unfälle je 1000 Mann Belegschaft. Die vergleichbare Zahl des Hüttenwerkes beträgt für den gleichen Zeitraum 7,5 Unfälle. Wir stehen also um 39,1% besser als der berufsgenossenschaftliche Durchschnitt.

Kleiner Lagebericht der Bücherei

Die Werkbücherei mit ihren Zweigstellen ist mit der Entwicklung in Aufbau, Arbeit und Widerhall zufrieden. Konnte sie doch im ersten Halbjahr 1958 gegenüber dem gleichen Zeitraum 1957 ihre Ausleihe um fast zweieinhalbtausend Bände (46 178 : 43 783) steigern. So etwas ist erfreulich, zumal dann, wenn bei Büchereien ähnlicher Größenordnung die Ausleihe zurückgeht. Dabei ist die Zahl der aktiven Leser geblieben, d. h., es sind eine Reihe neuer Leser hinzugekommen, aber genausoviel sind ausgeschieden. Diese nachkommenden Leser sind wohl besonders aufgeschlossen, sie erobern sofort unsere kleine Freihandbücherei. Die 15 Büchermeter sind ein immer neuer Anreiz, vorwiegend auch deshalb, weil ihr Bestand laufend mit den letzten Anschaffungen ergänzt wird. In der Zweigstelle Kirchderne haben wir seit einigen Wochen auch Nichtwerksangehörige als Leser zugelassen. Die Verhältnisse in der Jugendbücherei Oesterholzstraße sind jetzt so, wie wir sie bewältigen können, d. h., die Überbeanspruchung der ersten Monate wurde durch eine sehr gute bis gute regelmäßige Benutzung abgelöst. Der neue Jahrgang in der Lehrwerkstatt ist besonders leistungsfreudig, seit April hat sich die Ausleihe um ein Drittel erhöht. Es ist selbstverständlich, daß wir immer weiter bemüht bleiben, unsere Leser zufriedenzustellen. Technische Bücherei und Buchbinderei werden von allen Seiten stark beansprucht, das noch junge Archiv schafft sich seinen Aufgabenkreis. Im ganzen würden wir uns wünschen, daß uns noch eine lange Zeit solch stetiger Aufbauarbeit, wie sie uns das letzte halbe Jahr ermöglichte, geschenkt wird.

Unsere Sportanlagen

Trotz des unbeständigen Wetters wiesen unsere Sport- und Erholungsanlagen in der Berichtszeit rund 250 000 Besucher auf. 186 Schulklassen gaben ihren Spiel- und Sportunterricht bei uns. 14 Schulen führten Bundesjugendspiele durch. Täglich

fanden Spiele und Übungen der Sportvereine Borussia (Amateure), Unitas, Nord-Ost, des FS 98 und von Radfahrvereinen statt, ebenfalls die Trainingsstunden des früheren Deutschen Meisters. An den Wochenenden wurden bis zu 18 Sportveranstaltungen durchgeführt.

Die Kindererholungsanlagen wurden von rund 75 000 Kindern und Begleitern besucht.

Unser Freibad wies einen Besuch von 70 000 Personen auf. Die höchste Besucherzahl eines Tages erreichte 9320.

Unsere offene Tür

2011 Besucher besichtigten in den letzten drei Monaten unsere Hütte. Unter ihnen befanden sich 258 Ausländer.

Sie ist die Attraktion

unserer Kindererholungsanlage: die Schmalspur-Lokomotive, die nach 45jähriger Dienstzeit — sie fuhr Blöcke von den Tiefofen zum Martinwerk — ausrangiert und als Spielzeug in der Kindererholungsanlage „eingesetzt“ wurde. Hier bilden sich die kommenden Lokomotivführer heran! Ein besonders eifriger Junge machte am ersten Tag „Überschicht“; er ließ sich das Mittagessen an seinen „Arbeitsstand“ auf der Lok bringen und mußte abends vom Papa mit sanfter Gewalt nach Hause geholt werden.

Neben der Lok sehen wir „Bimbo“, einen mazedonischen Zwergesel, der mit stoischer Ruhe die Verhätschelungen erträgt.





Unser Briefkasten

Darf eine Frau . . .

Es sind an dieser Stelle mehrere Zuschriften veröffentlicht worden, die sich mit der Gleichberechtigung der Frau befassen. Aber man kann als Frau die Frage auch so sehen:

„Möchtest du mein Mann werden?“ So oder ähnlich wird vielleicht in zwanzig oder dreißig Jahren die Frage lauten, mit der sich unsere Frauen ihren Ehegespons auserwählen. Sie meinen, liebe Leserin, soweit werde es trotz der Gleichberechtigung niemals kommen? Nun, es gibt eine ganze Reihe durchaus ernst zu nehmender Leute, die das Recht der Frau, dem Mann ihrer Wahl diese entscheidende Frage zu stellen, mit einem glatten Ja beantworten. Wenn schon Gleichberechtigung, so argumentieren sie, dann auch in der Partnerwahl.

Der Mann, dem heute eine solche Frage vorgelegt würde, brähe wahrscheinlich je nach Temperament und Grad der Verliebtheit in schallendes Gelächter aus, er würde verwirrt und errötend „Ja, aber . . .“ stammeln oder seine Annäherung an die Frau in eine planmäßige Absetzbewegung umwandeln. Denn derart zielbewußt gestellt, dürfte diese Frage auf die meisten Junggesellen wie die berühmte kalte Dusche wirken. Wenn sich die Frau schon vorher so ins Zeug legt, so sagen sie sich, wie soll das dann erst später in der Ehe werden? Ein Wink mit dem Pantoffel, sozusagen.

Könnte man indessen einmal die Zahl der Männer testen, die, genaugenommen, von ihren Frauen geheiratet worden sind, man würde sicher staunen. Obwohl die Herren der Schöpfung die bewußte Frage, von männlicher Würde getragen, natürlich selbst gestellt haben. Aber welcher Mann merkt es denn schon, wenn er geheiratet wird?

Zwischen dem sanften Druck und der raffiniert gespielten abwehrenden Kühle verfügt die kluge Frau seit Evas Zeiten über derartig viele Taschenspielertricks, die Männer wehzukneten und zur Ehe reifzumachen, daß es dem tumben Adam glatt den Atem verschlüge, käme er ihnen auf die Schliche. Aber keine Angst, meine Damen, er kommt es nicht. Oder jedenfalls erst, wenn es bereits zu spät ist. Der uralte Kampf (in der Brust eines jeden Mannes) zwischen Freiheit und Frau endet, wie bekannt, mit schöner Regelmäßigkeit mit dem Sieg der Frau. Wobei Ausnahmen die Regel nur unterstreichen.

Wer indessen glauben sollte, Heiratsangebote der Frau würden an ihrer angeborenen Scheu vor dem Manne scheitern, der irrt. Denn von dieser Scheu haben unsere jungen Mädchen und Frauen inzwischen eine ganze Menge zu den Akten gelegt. Die ständige Zusammenarbeit mit dem Manne im Beruf, ein durch berufliche Leistung und guten Verdienst gesteigertes Selbstbewußtsein und verschiedene andere Faktoren haben die Frauen heute wesentlich selbstsicherer und unabhängiger gemacht, als es noch ihre Großmütter waren.

Wenn die Frauen trotzdem vorerst jene inhaltsschwere und schicksalsträchtige Frage nicht stellen, so hat das einen ganz anderen, tief im Wesen der Frau verwurzelten Grund: Sie möchte begehrt werden. Sie möchte das Gefühl und das Bewußtsein haben, dem Manne ihrer Wahl alles zu bedeuten. Nur mit dieser Gewißheit im Herzen kann sie glücklich werden. Was aber könnte das Begehren des Mannes nachdrücklicher unterstreichen als die Frage: „Möchtest du meine Frau werden?“

Ilse J.

Ferien am Edersee

Die Fahrt begann bei strahlendem Sonnenschein. Der Rundfunkgesang im Bus: „Mein Vater war ein Wandersmann“ gab die rechte Begleitmusik. Die Melodie zog mit uns die Fahrtstunden bis zum Endziel unserer vierzehntägigen Erholung: Hemfurth am Edersee. Ja, es wäre nun viel zu schreiben über die wunderschönen Tage. Herrlicher Sonnenschein ließ es uns dem Wandersmann gleichtun und die vielen unbekannten Pfade wandern bis hinauf zum Peterskopf, einer Höhe von immerhin

fünfhundertvierzig Metern. Für uns Menschen, die wir nur gewohnt sind, über den Asphalt zu schreiten oder aber zehn Kilometer und mehr mit Straßenbahn und Bus zur Arbeitsstätte zu fahren, gewiß schon eine Leistung. Aber es gab auch Stunden der Besinnlichkeit und Muße, am Ufer des Sees gemächlich sitzend oder auch langgestreckt in der Sonne aalend. Einige waren schon nach den ersten Tagen braun wie eine Haselnuß. Ein anderer, ganz Unentwegter, mußte jeden Tag seine bestimmten Kilometer zurücklegen. Er war bald bei den Dörflern der umliegenden Ortschaften bekannt, schon allein seines Fernrohres wegen, das er stets bei sich trug. Bald hatte er dies, bald jenes Blickfeld. Ihn interessierten sogar die Bauerntöchter beim Kartoffellegen. Die Tage waren uns allen wie ein Geschenk. Uns Herz wurde uns so leicht. Beschwingt durchlebten wir die Stunden. Und die Tage eilten dahin, bis das Zählen begann: noch vier Tage, noch . . . Aber es ist nun einmal alles vergänglich auf unserem Planeten, und andere nach uns erhoffen sich ebenso herrliche Ferientage und warten schon darauf, daß wir die Koffer packen.

Karl Boehecke
Elektrotechn. Abteilung

Wohnungstausch

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, abgeschlossen, mit Balkon, IV. Etage, Altbau, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 25,— DM.

Suche: Gleichwertige Wohnung, Privatwohnung, Miete bis 30,— DM. (293)

Biete: 2 Zimmer, 42 qm, mit Bad, II. Etage, Neubau, Privatwohnung, Miete 42,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Miete bis 65,— DM. (294)

Biete: 2 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, I. Etage, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 23,— DM.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, Miete bis 95,— DM. (295)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, mit Kochnische, Bad und Balkon, III. Etage, werksgebundene Wohnung, Miete 40,— DM.

Suche: 3 Zimmer, möglichst Parterre oder I. Etage, Miete bis 60,— DM. (296)

Biete: 2 Zimmer, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 39,— DM.

Suche: 2 bis 2½ Zimmer, mit Bad, Parterre und Mansarden abgeschlossen. (297)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, Privatwohnung, Miete 36,— DM.

Suche: 4½ bis 5 Zimmer, eventuell mit Garage, Miete bis 150,— DM. (298)

Biete: 3 Zimmer, 51 qm, mit Balkon, Speisekammer, Toilette, Werksnähe, Miete 36,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer am Stadtrand, Miete bis 50,— DM. (299)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad und Speisekammer, Miete 37,— DM.

Suche: 2½ bis 3½ Zimmer mit Bad, möglichst außerhalb des Stadtgebietes, Miete bis 70,— DM. (300)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, III. Etage, Privatwohnung, Werksnähe, Miete 28,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, I. Etage, Werksnähe, Miete bis 40,— DM. (301)

Biete: 2 Zimmer, 38 qm, abgeschlossen, mit Balkon und Toilette, Parterre, Miete 33,— DM.

Suche: 2 bis 2½ Zimmer, möglichst mit Bad, Etagen- oder Mansardenwohnung, auch nordöstl. Vorort, Miete bis 65,— DM. (302)

Biete: 3 Zimmer, 52 qm, mit Balkon, abgeschlossen, Altbau, Miete 44,— DM.

Suche: 3 Zimmer, mit Bad, Miete bis 70,— DM. (303)

Biete: 2 Zimmer, 50 qm, abgeschlossen, Parterre, Zechenwohnung Kaiserstuhl I, Miete 34,— DM.

Suche: 2 bis 2½ Zimmer, abgeschlossen, auch auswärts, Miete bis 50,— DM. (304)

Biete: 3 Zimmer, mit Bad und Speisekammer, Werkswohnung, Miete 43,— DM.

Suche: 3 Zimmer, mit Kochküche, nur im Vorort, Miete bis 80,— DM. (305)

Biete: 2 Zimmer, 18 qm, Parterre, mit ¼ Morgen Land, Miete 15,— DM (nur für Angehörige der Harpener Bergbau AG).

Suche: 2½ Zimmer, Kirchderne, Scharnhorst, Eving, Miete bis 50,— DM. (306)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, Privatwohnung, Miete 31,— DM.

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, Werksnähe. (307)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, mit Bad und Balkon, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 42,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 55,— DM. (308)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkruf 41 16 (Fr. Ottensmeyer).

Das interessiert die Frau

Wir sind alle Klatschbasen

Wußten Sie schon, daß eine Hausfrau, der die Arbeit manche Mußestunde läßt, dennoch weniger klatscht als eine berufstätige Frau — weil sich ihr nämlich weniger Stoff dazu bietet? Wußten Sie schon, daß Klatschen ein so universales Bedürfnis ist wie Essen und Schlafen? Daß es unsere neurotischen Schwächen enthüllt und ein Spiegel unseres inneren Wesens ist?

Diese Tatsachen und andere mehr sind das Ergebnis von kürzlich durchgeführten Untersuchungen über den Hang der Menschen, sich um anderer Leute Angelegenheiten zu kümmern. Wann immer wir klatschen und welches Motiv uns auch dazu treibt, verfolgen wir in Wirklichkeit nur ein Ziel: eine Stärkung unseres persönlichen Sicherheitsgefühls. Manchmal streben wir auch nur nach größerer Anerkennung. „Etwas wissen erhöht immer das Gefühl der eigenen Wichtigkeit. Wer Klatsch verbreitet, erlebt sich, während er seine Geschichte erzählt, als dominierend. Doppelte Befriedigung verschafft uns die Starrolle, wenn wir mit unserem Klatsch einer Person, die uns überlegen ist, etwas am Zeug flicken. Unlogischerweise fühlen wir unsere eigene Bedeutung wachsen, wenn wir jemand anders heruntermachen. Menschen, die ihre eigenen Fehler nicht sehen wollen, suchen meist nach Sündenböcken. Ehrliche Selbsterforschung ist unbequem — es ist viel leichter, die Augen davor zu verschließen. Und infolge dieses Mangels an Selbsterkenntnis macht es uns nicht die geringsten Schwierigkeiten, von anderen das Schlimmste zu glauben. Dabei spielt ein unbewußter psychischer Vorgang mit, den man Projektion nennt. Wir projizieren häufig in andere die Eigenschaften hinein, die wir an uns nicht mögen. Es ist die alte Geschichte vom Splitter im Auge des anderen und dem Balken im eigenen Auge. Wir alle wären besser daran, wenn wir unsere Zunge vom Verstand kontrollieren ließen. Aber läßt sie sich kontrollieren? Vier gute Ratsschläge gibt es, die dazu angetan sind, Klatsch zu unterbinden:

1. Scheuen Sie sich nicht, Beweise für die Richtigkeit des Gerüchts, das an Sie herangetragen wird, zu fordern. Wenn man sie Ihnen schuldig bleibt, geben Sie das Gehörte nicht weiter.
2. Sehen Sie sich den Erzähler einer Skandalgeschichte genauer an. Hegt er oder sie ein Vorurteil gegen die beklatschte Person?
3. Überlegen Sie, wenn Sie im Begriff sind, Klatsch weiterzutragen, ob er nicht etwa Ihre eigenen verborgenen Schwächen enthüllt.
4. Lernen Sie Ihre eigenen Schwächen erkennen, und gestehen Sie sich diese offen ein.

Weitaus überwiegend: Ein-Kind-Ehe

Der Anstieg der absoluten Zahl der Geburten in der Bundesrepublik seit dem Jahre 1950 entspricht keinem echten Anwachsen der Geburtenhäufigkeit: Auf tausend Einwohner bezogen ging die Geburtenzahl seit 1950 von 16,2 auf 15,7 im Jahre 1955 zurück. Dies geht aus einer Veröffentlichung im „Bulletin“ des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung hervor. Der Rückgang der Geburtenzahl zwischen 1950 und 1956 werde insbesondere durch einen Blick auf die Geburtenhäufigkeit innerhalb der einzelnen Ehen verdeutlicht: Obwohl es im Jahre 1955 etwa zweihunderttausend Ehen mehr gegeben habe als im Jahre 1950, seien 1955 nur zwanzigtausend Kinder mehr geboren worden als 1950. Die jüngsten statistischen Untersuchungen haben ergeben, daß seit 1950 immer mehr nur erste Kinder geboren werden, während dritte, vierte und weitere Kinder in den letzten fünf Jahren immer seltener werden. Die Ein-Kind-Ehe dominiert immer stärker. Ein Geburtendefizit, so heißt es im Regierungs-„Bulletin“, könnte auf die Dauer nur durch eine merkliche Zunahme der Geburtenhäufigkeit je Ehe oder bei einem sehr günstigen Verlauf der Sterblichkeit vermieden werden.



Kläuschen — der Hüttenknirps

Muß mein Vati fort zur Arbeit,
küßt ihn Mutti: „Mach es gut!“
Und sie winkt ihm nach. — Gefährlich
ist's im Stahlwerk vor der Glut.

Alle Vatis, wenn sie gehen,
sagen: „Ja, ich geb' schon acht.“
Und sie tun dann so, als wär's nicht
recht, daß man sich Sorge macht.

Ich möcht' da bei Vati stehen!
Doch ich bin noch viel zu klein ...
Kann in der „Westfahlenhütte“
immer nur im Bild mal sein.

Denn ich mahn' für alle Kinder
alle Vatis: „Denk an mich!“
Annegret, du kannst schon lesen:
Steht da: „Vati, das bin ich!“

Und Sie ...

Der Besitzer eines kleinen Landgasthauses saß eines Nachmittags mit einem Freund gemütlich vor der Haustür, als ein großes, schrecklich feines Auto vorfuhr. Heraus stieg eine ebenfalls schrecklich feine ältere Dame, gefolgt von einem sehr viel weniger eindrucksvollen Ehemann. Mit schriller Stimme erkundigte sich die Dame, ob Zimmer zu haben seien. Auf den Bescheid, Zimmer seien zu haben, wollte sie sie sehen.

Aber schon kurze Zeit darauf kam das Paar die Treppe heruntergerauscht, eilte zum Wagen und fuhr davon. Der Gastwirt setzte sich wieder zu seinem Freund.

„Wollen sie nicht bleiben?“ fragte der Freund.

„Nein, sie wollen nicht. Als ich der Dame die Zimmer zeigte, die ihr anscheinend gefielen, fragte sie, ob wir auch jeden Tag die Wäsche wechselten. Ich sagte, das täten wir. Dann wollte sie wissen, ob wir Ungeziefer hätten. Ich sagte, wir hätten keines. Und dann habe ich ihr dieselben Fragen gestellt.“

Das sommerliche Seidenkostüm



Die Mode für Frühjahr/Sommer 1958 ist diesmal vielleicht mit noch größerer Spannung erwartet worden als sonst. Es sind in der Mode viele Veränderungen im Gange, die man mit Interesse beachtet und von denen die erste Phase des Erfolges bereits mit der Wintermode hinter uns liegt. Es geht also weiter um die saloppe Mode. Trotz vielumstrittener Diskussionen drängt sich die neue Modelinie erfolgreich nach vorn, denn die Frauen haben erkannt, daß sie nicht nur eine Mode für Idealgestalten ist, sondern viele Modelle gut geeignet sind, unliebsame Rundungen vorteilhaft zu kaschieren. Dazu kommt der Vorteil der Bequemlichkeit, die diese Linie mit sich bringt.

Das gilt besonders für die neue Kostüm-mode, die durch nur leicht nachzeichnende, geradefallende Jacken oder legere Blousons sehr bequem wird und manchen Schrecken um eine nicht vorhandene grazile Taille, die das diche französische Tailleur voraussetzte, überwindet. Faltenreiche Rucksackandeutungen, blousonartig gebauschte Obertheile und kurze, die Taille überspielende Jacken sind die Idee der neuen Sommerkostüme aus entsprechend weichen seidigen Stoffen. Gewebe mit Honan- und Shantungstruktur stehen hierfür im Mittelpunkt des Modebildes. Daneben spielen auch Stoffe mit Leinencharakter eine wichtige Rolle, die fein oder grobfädig sein können und vielfach einen matten Seidenschimmer haben.

Saloppe Strukturgewebe — romantische Seiden

Luftig und locker, ein wenig salopp und sehr anmutig zeigt sich die Linie des Jahres 1958. Das Frühjahr bringt keine formlosen „Säcke“, sondern sicher und subtil geformte Modelle. Diese kaum noch zu übertreffende Einfachheit verlangt ausdrucksvolle und hochwertige Stoffe.

Für das schmale, aber nicht enge Kleid sind die Stoffe genauso luftig wie die Linie. Sie sind weich, ohne lappig zu sein, und verbinden elastische Fülle mit einer gewissen Konsistenz.

Bordüren, große geometrische Muster oder südländische Früchte in sprühender Lebendigkeit sind charakteristisch für phantasievolle „junge“ sommerliche Röcke und Kleider. Heinz Oestergaard ließ sich zu diesem Thema eigene Drucke von aparter Prägung herstellen.

Die Strukturstoffe,

meist aus Mischungen von Kunstseide und Zellwolle, haben das ideale Gefüge für die lose modellierten Kleider und zeigen sich in Waben- und Gittermustern, „Korbgeflecht“ oder Tweedcharakter. Sie können fein- oder grobfädig sein, noppig, faserig oder geflammt, leinenartig oder schimmernd wie Seide. Für die Übergangszeit gibt es zum Tageskleid neuartigen, ganz lose gewebten „Lace-Tweed“, Jersey und allerlei interessante, großmaschige Strickstoffe, wie sie z. B. Werner Lauer zu anspruchsvollen Blouson- und Jumperkleidern gestaltet hat.

Die Seidenstoffe

nehmen einen großen Raum in den Frühjahrskollektionen ein und ziehen sich durch alle Tageszeiten: in erster Linie Honan- und Shantungstrukturen, Wildseide, Rohseide sowie federleichter Twill und Pongé. Man sieht sie einfarbig oder in Tönungen von wundervoller Harmonie bedruckt: impressionistische Muster in glühenden Farben neben zarten, leicht verwischten Blüten und ganz romantischen Rosen in allen erdenklichen Abwandlungen winzig und mädchenhaft auf feinem Batist oder groß und attraktiv auf Seide und Chiffon. Tupfen und Pünktchen trägt man von morgens bis abends als Kleid, Bluse oder lustiges Futter in Jacke und Mantel. Die Mode feiner, subtil getönter Zweitfarben kommt zum Nachmittag dem damenhaften Seidenkostüm entgegen, wie es das Haus Gehring & Glupp in so vollendeter Ausführung pflegt.

Grobe, rustikale Gewebe

mit dicken, kordelartigen Fäden werden der sportlichen Linie des sommerlichen Kostüms gerecht: lose und zart modelliert, in hellen, heiteren Farben, von S & E in bezaubernden Zusammenstellungen durchgeführt. Für das ein- oder zweireihige Kostüm gibt es auch Pepita in allen Variationen, feinen Fil à Fil und großgemusterten Hahnentritt. Kombinationen von Uni mit Glencheck oder weiches Leder in neuartigen Farben, raffiniert

Oben: Elegantes Blouson-Kostüm mit streckendem Schalkragen, aus plastischem zweifarbigem Strukturgewebe

Links: Ein Kostüm aus Ton-in-Ton gehaltenem Satinstreifen mit interessanter Streifeneinlage im weitergeführten Armelschnitt. Die Jacke umspielt lose die Taille

Rechts: Ein halsferner Kragen gehört zu dieser neuen Kostümform mit Rucksackrücken, der in die seitlichen Vorderbahnen weitergeführt wird. Ein Seidenstoff, zart pastellfarbig oder auch schwarz, ist das geeignete Material hierfür

zum Kleid abgestimmt, zeigt z. B. Hans W. Claussen. Das blusiggegürtete Kostüm gibt es auch zum Nachmittag. Es verlangt weichere bis fließende Stoffe, zu denen vor allem die seidigen Unis gehören sowie feinfädige Jacquards mit sanftem Glanz.



Die Mäntel

haben verschiedene Aufgaben: Sie dienen als wärmende Hülle, als sportliche Ergänzung zum Tageskleid oder als attraktiver Begleiter „nach sechs“. Mollig und von flaumiger Weichheit sind Kamelhaarstoffe — neuerdings auch „Baby-Kamel“ —, leichte Flausche oder seidiger Lope-Mohair, der seine schwerelose Schmiegsamkeit den mitverwebten synthetischen Fäden verdankt. Die Mäntel sind nicht mehr so weit wie bisher, aber großzügig geschnitten und z. B. von Staeb Seger in jener Vollkommenheit modelliert, die das Kennzeichen echter Eleganz ist. „Nach sechs“ sind die Mäntel etwas voluminöser und phantasievoll gestaltet, aus Seidendruck, Ottomane oder auch Samt, und immer genau zum Kleid abgestimmt. Hier zeigt sich die Vorliebe zum Composé: Uni wird mit Imprimé kombiniert, Spitze mit Duchesse, matt mit glänzend. Neuartige und sehr schöne Composés sind schimmernde Seide mit mattem, wehendem Chiffon, beides mit dem gleichen Muster bedruckt, ebenso drahtiger Voile mit mattem Satin (Herrmann Schwichtenberg).

Kreppkleider

haben mit feinen Raffungen und weichgeführter Linie ihre besondere Anmut. Sie fallen schmal, sind gewickelt oder reich gefältet, zum Abend manchmal griechisch oder in „Odalischen“-Art mit weich eingeschlagenem Saum drapiert, wie sie das Haus Horn in zauberhafter Ausführung zeigt. Die Stoffe: durchsichtig wehender Chiffon, drahtiger Georgette, ganz feiner Seidenromain und zum Nachmittag der matte, moosige Webjersey. Zum späten Abend behält Duchesse neben den durchsichtig zarten Stoffen seine Geltung, auch Spitze und Stickereien von glitzerreicher Wirkung. Sehr leichter Taft, knisternd und bauschig, ist ein wenig weicher geworden als früher, vielfarbig

verwischter Kettdruck (Chiné) und ganz neuartige, einfarbige Lamés von großer Schönheit ergänzen die abendliche Skala.

Die Farben

Die unentbehrliche Grundlage sind Beige, Bindfaden, Natur- und Kreidetöne. Schwarz und gebrochenes Weiß spielen eine große Rolle neben Blau von zartem Horizont über Capri bis zum geheimnisvoll leuchtenden Orientblau. Weiches Rosa und warmes Rot, vor allem das neue Etrusk kontrastieren zur Reseda und Minzengrün sowie pastelligem Türkis. Als aggressiv leuchtende Töne heben sich Paprika, Schwefel und Phosphor heraus sowie ein neues, intensives Arktisblau.

So nimmt man Maß

Bevor die Nähmaschine in Aktion treten kann, müssen wir zuschneiden. Hierzu brauchen wir erst einmal die Maße, ganz gleich, ob wir uns eine Bluse, einen Rock, ein Kleid oder Leibwäsche nähen wollen. Vor dem Maßnehmen zieht man zweckmäßigerweise das Kleid aus und mißt über dem Unterkleid.

Die Taille markieren wir mit einem festgesteckten Gurtband. Und dann beginnen wir von oben nach unten: Halsweite, Oberweite, schön fest unter den Achseln durchführen, so daß das Maßband über den Rücken läuft und vorne die höchste Büstenspitze schneidet; nach der Taille, über die unser Gurtband läuft, messen wir die sogenannte kleine Hüftweite, 5 bis 8 cm unterhalb der Taille. Sie erkundet vorsorglich eventuelle Fettpölsterchen und erleichtert den Abnäherfall beim Rock. Über den stärksten Punkt des Gesäßes messen wir dann die eigentliche Hüftweite.

Nun kommen die Längenmaße. Maß 1 führt von der Halsgrube zur Taille, Maß 2 von der Schulter über die höchste Büstenspitze lotrecht zur Taille. Maß 3 bestimmt die Rocklänge von der Taillennitte bis zum gewünschten oder modisch vorteilhaften Saumrand. Als Kontrollmaß stellen wir noch die Seitenlänge von der Taille aufwärts bis zur Achselhöhe fest.

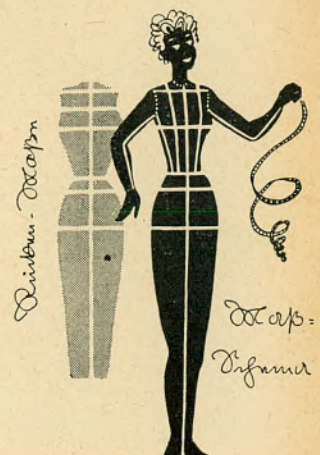
Die Breitenmaße, die wir mit einigem Geschick und einem Spiegel auch selbst nehmen können, fixieren die Schulter- und Rückenbreite. Und zwar finden wir erstere zwischen Armkugelspitze und Halsansatz, letztere von Armlochmitte zu Armlochmitte. Hier muß genau gemessen werden, denn wenn die Rückenbreite zu knapp genommen wird, reißen die

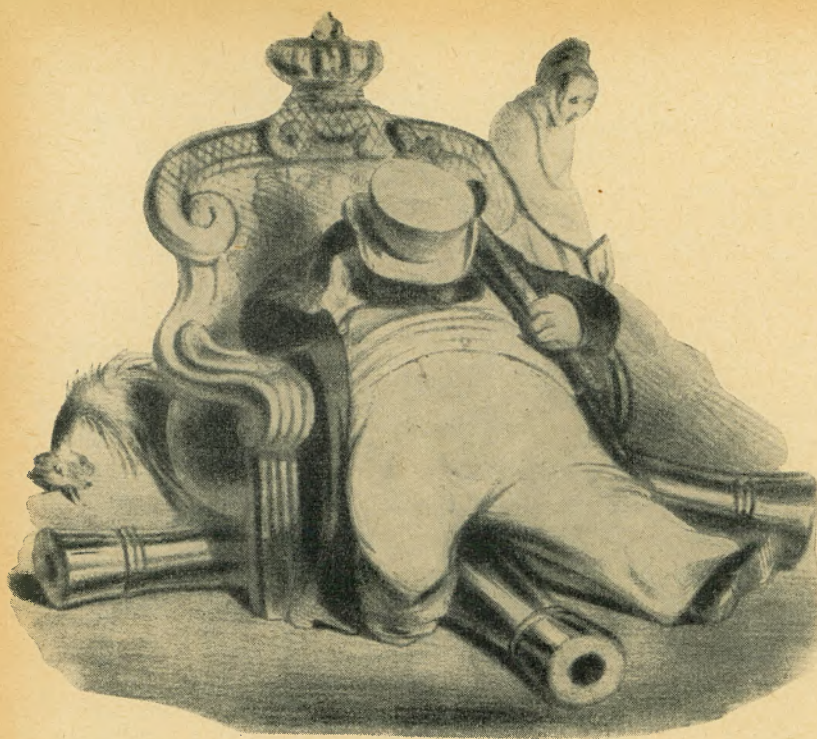
Ärmel aus, und läuft sie zu reichlich, stellen sich häßliche Falten ein.

Dann kommt die hintere Taillennlänge, die vom oberen Halswirbel bis zur Taille gemessen wird. Dabei ist es gut, gleich einen Zentimeter zuzugeben. Als Ergänzung zur vorderen wird noch die hintere Rocklänge gefunden, die, wollen wir ein Abendkleid oder ein Nachthemd schneiden, gleich bis zum Knöchel oder bis zum Boden durchgeführt wird.

Fehlt nur noch der Ärmel: Für den einteiligen Ärmel mit nur einer Naht messen wir vom höchsten Punkt der Schulterkugel bei leicht angewinkeltem Arm über den Ellenbogen bis zum Handgelenkknöchel. Für den Fall, daß wir halbe oder Dreiviertelärmel vorgesehen haben, notieren wir die entsprechenden Zwischenwerte.

Bei zweiteiligen Ärmeln für Jacken oder aber auch eng geführte Kleider brauchen wir auch die innere Ärmllänge. Wir finden sie vom Handgelenk ausgehend bis hin zum vorderen Armansatz.



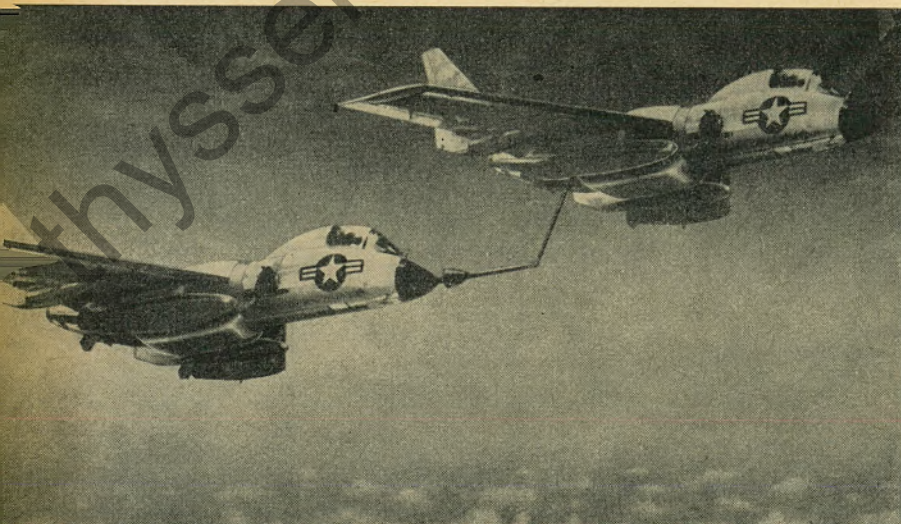


Aus: „Honoré Daumier“

NEUE BÜCHER AUS DER BÜCHERGILDE

Die Büchergilde Gutenberg, der schon rund 2500 Mitarbeiter als Mitglieder angehören, bringt wieder eine Fülle guter und billiger Bücher als Neuerscheinungen:

Aus „Eroberung des Luftreichs“



Gespräche

Buch 258, Romanformat, Ganzleinen, etwa 600 Seiten, 6,15 DM. — Der Band enthält nicht nur Goethes Gespräche mit Riemer, Müller und Eckermann, sondern auch Berichte seiner Zeitgenossen über Gespräche mit dem Dichter.

Hannah Arendt

Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft

Buch 400, Format 13,4×21,5 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 752 Seiten, 9,45 DM. — Hannah Arendt erforscht die Voraussetzungen, die Bedingungen und Gleislegungen, die den Nationalsozialismus und den Bolschewismus ermöglichten. Das Buch will historische Erkenntnisse. Es ist auf Grund eigener Erfahrung, einer kaum absehbaren dokumentarischen Literatur und damit auf Grund eines bewunderungswürdigen Reichtums an konkretem Wissen erarbeitet.

Robert Lejeune

Honoré Daumier

Buch 115, Format 24×30 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 258 Seiten mit vielen Illustrationen und Tafeln, 10,80 DM. — Daumier hat seine Zeit, das bürgerliche 19. Jahrhundert, mit unbestechlichem Blick erkannt. Das Lebenswerk Daumiers wird ausführlich gewürdigt, die Geschichte seines Lebens spannend geschildert. (11/52) J. Unter den schönsten Schweizer Büchern 1952!

Joachim G. Leithäuser

Das unbekannte Ich

Buch 399, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 4,50 DM. — Der Mensch im Spiegel seines Selbst: Ein Lebensbuch besonderen Formats, zugleich eine glänzend geschriebene moderne Psychologie. Kein Thema geht den Menschen mehr an als dieses, denn es handelt von ihm selbst, von seinem Charakter und Schicksal, von den verborgenen Motiven seines Denkens und Tuns, von seinen Träumen und Leidenschaften, Irrtümern und Ängsten.

Peter Supf

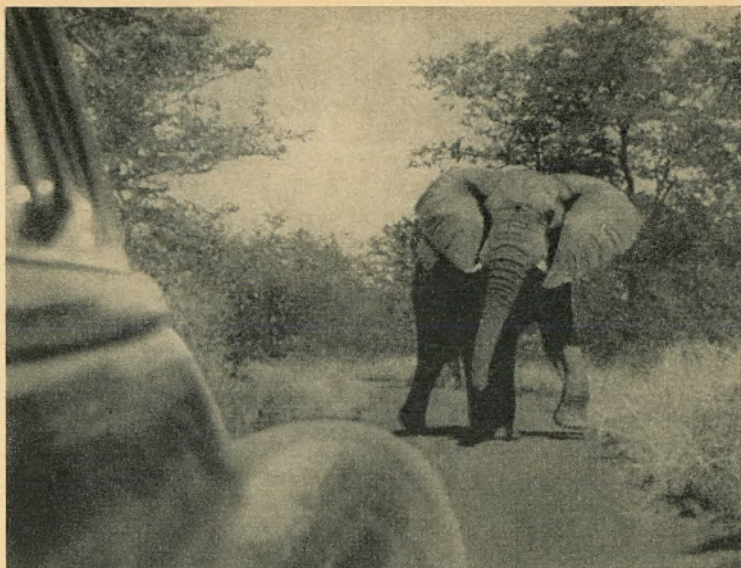
Die Eroberung des Luftreichs

Buch S 25, Großformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 24 Bildtafeln, 7,05 DM. — Ein Kenner erzählt die Geschichte von der Verwirklichung eines uralten Menschheitstraumes. Der Verfasser hat das Werk überarbeitet und auf den neuesten Stand gebracht. Es wird vor allem junge Menschen begeistern.

Golo Mann

Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts

Buch 360, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 488 Seiten, 7,05 DM. — Mit diesem Werk (zu dem auch die „Deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts“ gehört, die später erscheint) ergänzt Golo Mann die „Deutsche Geschichte“ von Ricarda Huch. Golo Mann stellt und beantwortet die zentrale Frage: Was haben die Deutschen aus ihrer Existenz als Nation gemacht?



Aus „Mann im Dschungel“

Joachim Ringelnatz

Und auf einmal steht es neben dir
Buch 164, Format 12,5×19 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 524 Seiten, 6,15 DM. Sämtliche Gedichte. — Immer wirkt Ringelnatz wie ein großer tapsiger Junge, der so verträumt ist, daß er überall mit der Nase anstößt und dann „Verzeihung“ sagt.

A. J. Cronin

Dr. Shannons Weg

Buch 382, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 317 Seiten, 3,20 DM, nur zusätzlich zum Quartalsbuch lieferbar. Ab 1.10.1958 4,50 DM. — Die Geschichte eines jungen Forschers, der, gerade als er seine unter vielen Mühen und Entbehrungen gefundene medizinische Entdeckung veröffentlichen will, erfährt, daß diese eben in Amerika publiziert wurde. Er bricht zusammen, findet aber die Hilfe einer Frau, die ihn zu sich selbst führt und schließlich auch praktisch weiterbringt.

Edwin Lanham

Mord an Bord / Das versteckte Mädchen

Buch 401, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 300 Seiten, 5,35 DM. Hier geht es einmal um den Verdacht, der auf den Schiffsarzt Dr. Gabriel fällt, als an Bord ein junges Mädchen erwürgt aufgefunden wird, und zum anderen um die Sekretärin Victoria Townsend, die angeblich ihren Chef erschossen hat. Natürlich sind beide unschuldig. Aber wer waren die Täter? Zwei spannende Kriminalromane!

Claire Sainte-Soline

Antigone

Buch 394, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, illustriert, 288 Seiten, 4,50 DM. — In Griechenland trifft die junge französische Malerin den durch Krieg und Revolution heimatlos gewordenen Russen Peter. Wundervoll, wie die beiden jungen Menschen in das Leben einer Dorfgemeinschaft hineinwachsen, wie die griechische Erde sie umfängt, verwandelt, aus Gästen Bleibende macht.

Anton Tschechow

Das Duell

Buch 393, Romanformat, Ganzleinen, 444 Seiten, 4,50 DM (nur zusätzlich zum Quartalsbuch für Mitglieder mit über einjähriger Mitgliedschaft). — Der Band enthält folgende Erzählungen: „Das Duell“, „Eine langweilige Geschichte“, „Die Dame mit dem Hündchen“, „Krankensaal Nr. 6“, „Mein Leben“, eingeleitet von einem Essay über Tschechow von Thomas Mann.

John Knittel

Der Commandant

Buch 396, Format 12,5×19 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 240 Seiten, illustriert, 4,50 DM. — Schonungslos offen erzählt die kluge, reizvolle Vera Forster ihr Leben. Auf einer Autoreise durch Frankreich mit einer schönen, aber ungeistigen Freundin treffen die beiden Frauen einen Offizier der Fremdenlegion, der sie mit nach Marokko nimmt.

Richard Wright

Ich Negerjunge

Buch 395, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 5,35 DM. — Richard Wright, ein amerikanischer Neger, schrieb genauso, wie es ihm und Millionen seiner farbigen Schicksalsgenossen ums Herz ist. In diesem Buch erzählt er die Geschichte seiner Kindheit und Jugend, zeigt er die Sehnsüchte und Leiden aller Neger.

Peter Viertel

Mann im Dschungel

Buch 392, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 440 Seiten, 6,15 DM. — Einer der gewiegtesten Drehbuchautoren Amerikas, Peter Viertel, schildert in diesem Roman die Geschichte eines Films und die des zugleich vitalen und sensiblen, bedenkenlosen und fairen Regisseurs John Wilson.

Vicki Baum

Kristall im Lehm

Buch S 26, Romanformat, Ganzleinen, 432 Seiten, 6,15 DM. — Ein unverbildeter italienischer Bauernsohn, der in einen Kreis kranker und sonderbarer Menschen in Hollywood kommt, wirkt wie ein „Kristall im Lehm“.

Peter Schmid

Nachbarn des Himmels

Buch 319, Format 14,5×21,3 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 382 Seiten mit 28 Abbildungen und einer Farbtafel, 6,15 DM. — „Nachbarn des Himmels“ sind die Indianerstämme Südamerikas, Erben alter grandioser Zivilisation und heute Saatbeet sozialer Revolten. Peter Schmid Buch bietet alles, was wir suchen.

Carl Capek

Seltsame Geschichten

Buch 398, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 256 Seiten, illustriert, 4,50 DM. — In diesen Geschichten von Zauberern, Prinzessinnen, Drachen und Detektiven geschieht viel Ungewöhnliches. Sie spielen in dem reizvollen Grenzbereich zwischen der Welt des Märchens und der Wirklichkeit des Lebens.

Julius E. Lips

Zelte in der Wildnis

Buch 397, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 244 Seiten, illustriert, 4,50 DM. — Ein Indianerbuch, Eindrücke und Erlebnisse eines Forschers, der längere Zeit bei den Indianern Labradors gelebt hat.

Die angegebenen Preise der Bücher gelten nur für solche Mitglieder der Büchergilde, die in unserer Kartei (Pressestelle) geführt werden. Der monatliche Mitgliedsbeitrag, der voll auf die Bücher angerechnet wird und für Werksangehörige 1,50 DM beträgt, wird monatlich von der Lohn- bzw. Gehälterkasse einbehalten. Bei Anfragen wende man sich an den Vertrauensmann des Betriebes bzw. der Abteilung oder unmittelbar an die Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkkruf Nr. 54 77 (Schamberger).

Aus „Zelte in der Wildnis“





Als Dortmund „das größte Dorf Westfalens“ war

*Finanznöte Dortmunds
vor 100 Jahren*

Hier ging ich mal im Februar
vor Kriegsbeginn vorbei,
wie noch das alte Rathaus war
und auch die Bücherei.
Von Barop kam ich, wandermüd,
des Weges kaum bedacht,
da tönte das Westfalenlied
ganz plötzlich durch die Nacht.

Am Rathaukeller, wo ich stand,
klang es zu mir empor:
„Behüt dich Gott, Westfalenland“,
im wunderbaren Chor. —
Liegt diese Stunde nun auch weit
zurück nach Tag und Jahr,
heut' fühl ich erst, wie schön die Zeit
im alten Dortmund war.

Dortmund war der Titel einer Freien Reichsstadt genommen worden. Hatten die Bürger, stolz auf ihre Reichsfreiheit, bisher noch stets von dem alten Ruhm gezehrt, so mußte diese Erinnerung abgelegt werden in dem Augenblick, als die Stadt zu einer Provinzstadt herabgesunken war. Dazu kam das Unverständnis der Bürgerschaft samt dem Magistrat, die in Unkenntnis der heranbrechenden neuen Zeit in Westfalen unter Stein und Vinke sich jedem Fortschritt verschlossen. Man war eben gegen jede Neuerung.

Dem Straßenbau widersetzte man sich ganz energisch. So konnte es kommen, daß die Chaussee von Elberfeld—Hagen—Dortmund—Unna—Lippstadt über Brünninghausen gelegt wurde, da Dortmund Beeinträchtigung seines Handels befürchtete. Man dachte nämlich, einesteils käme zuviel fremdes Volk in die Stadt, das die allgemeinen Lasten erhöhen würde, andererseits aber dachte man, daß die Dortmunder außerhalb der Dortmunder Mauern kaufen würden. Es konnte also nicht wundernehmen, daß die Stadt, die

ohnehin bei Anbruch des 19. Jahrhunderts kaum 5000 Einwohner zählte, „zum größten Dorf Westfalens“ hinabsank. Da war natürlich Holland in Not. Anderweitige Einkünfte gab es bei der Isolierung der Stadt nicht. Es war eben so, daß einer vom andern lebte.

Am 5. Januar 1832 trat die westfälische Provinzialhilfskasse ins Leben. Sie ist die Vorgängerin der Westfälischen Landesbank. Sie wurde gegründet zu dem Zweck, die Gelder, die aus den letzten Kriegen stammten und aus Einquartierungsgeldern und Requisitionen bestanden, an die Gemeinden der Provinz für Gemeindebauten zu leihen. In der Hauptsache wurden die Gelder zu Wegebauten vergeben. Bei dieser Gelegenheit dachte der Bürgermeister der Stadt Dortmund, Brüggemann, auch, für die Stadt eine Unterstützung zu erlangen. Zu diesem Zweck ließ er einen Hilferuf los, der eine Schilderung der Verhältnisse Dortmunds bringt, der zu lesen auch heute nicht ohne Interesse sein dürfte. Es heißt da:

Über die Lage der Stadt Dortmund

Die Stadt Dortmund in ihrer isolierten Lage bestand früher nur durch ihre völlige Freiheit von Abgaben; Hauptnahrungswege waren Ackerbau, Brennerien und Bierbrauereien.

In französischen Zeiten brachten die Präfektur und das Tribunal reges Leben in diese ehemalige Reichsstadt. Seitdem aber Präfektur und Tribunal aufgehoben wurden, ist Dortmund zu einem großen westfälischen Dorf herabgesunken. — Das Oberbergamt zählt nur wenig Mitglieder, und weil dabei alle Geschäfte schriftlich abgemacht werden, so zieht das Oberbergamt keine Fremden an, welche ihr Geld in Dortmund verzehren müßten.

Fabriken gedeihen bekanntlich nicht in einer Akerstadt. Chausseen hat Dortmund nicht, außer einer Verbindungsstraße mit der sogenannten Berliner Straße, wo ein nicht weiter als Dortmund gehender Beiwagen Briefe, Pakete usw. abholt. — Demnach hat Dortmund keine direkte Postverbindung, weshalb sich fast aller Handel und Verkehr aus diesem Orte herausziehen. — Ein Ort ohne



Das alte Dortmunder Rathaus

Abgaben konnte bei dieser isolierten Lage bestehen, aber nicht eine Stadt, welche in der höchsten Klasse bei der Grundsteuer, in der zweiten Klasse bei der Gewerbesteuer (mithin höher als die an Chausseen liegenden benachbarten Orte) und auch in der Klassensteuer sehr hoch steht. Sehr hart wurde der Wohlstand Dortmunds durch das Steuergesetz erschüttert, welches die Abgaben von Brennereien einführte. Die Brennereien haben dadurch aufgehört, ein städtisches Gewerbe zu sein, und haben in Dortmund eingehen müssen. Die große Menge der kleinen Brenner setzte aber ihr Gewerbe so lange fort, bis völlige Armut sie hinderte, weiterzubrennen.

Ein sehr bedeutender Teil der Dortmunder Bürger ist dadurch zugrunde gerichtet worden. Bei dem Stocken aller Gewerbe wurde es den Brennern unmöglich, ein anderes Gewerbe zu ergreifen.

Ebenfalls haben andere kleine Orte gutes Bier zu brauen gelernt, und die Dortmunder Brauer haben längst nicht mehr den früheren Absatz nach außen. Es ist wahr, der Boden Dortmunds ist von Natur fruchtbar, allein dieser Ort hat noch ein Drittel seiner Geldermark als Heide (Gemeindeweide) da liegen. Die verwickeltesten Ansprüche (worüber ein sehr kostbarer Prozeß seit vielen Jahren im Gange ist) haben die Teilung nicht erlaubt.

Bis jetzt hat der Staat für Dortmund wenig gesorgt! Sein Gymnasium hat ungleich weniger Zuschuß erhalten als andere Gymnasien; mehrere Städte haben viel Geld in Umlauf bringende Staatsbehörden usw. erhalten — von Dortmund hat man diese Behörden fortgenommen; für andere Städte sind vom Staate Straßen gebaut worden — Dortmund hat keine vom Staate gebaute Chaussee, nur ein kleiner Verbindungsweg mit der Berliner Straße ist in französischen Zeiten gebaut worden. Die sonstigen Chausseestrecken, vier an der Zahl, aber alle nicht vollendet, hat Dortmund, soweit das städtische Gebiet geht und noch weiter, selbst bauen müssen. Hierdurch sowie durch Anlegung des für eine Ackerstadt ungeheuer vielen Straßenpflasters hat sich Dortmund über seine Kräfte angestrengt.

Aus allen diesen Gründen hat die Armut ungeheuer zugenommen. Dreitausend Taler reichen jährlich kaum hin, die Armen notdürftig zu unterstützen; die Bettelei hat dadurch nicht unterdrückt werden können. Wenn vom Staate nichts für Dortmund geschieht, so wird bald ein Viertel aller Einwohner verarmen müssen.

2. Dezember 1833

Brüggmann.

Trotz dieses Notschreies über die trostlosen Verhältnisse, die aber auch durch das einseitige Verhalten des Magistrats hervorgerufen waren, hat Dortmund kein Darlehen aus der Westfälischen Hilfskasse erhalten. Es hat sich auch so durchgehend.



Pumpgasse

„Zum Drachen“ und der rote Becker

Von der Brand-
und Drachennutter Keggemann
„Dürt es min Fürken“

Wenn man von der äußeren Behäbigkeit auf die innere Gemütlichkeit schloß, hatte man beim „Drachen“ und seinen Inhabern richtig getippt. Es lag schon sehr viel persönliche Herzlichkeit in der Benennung der Wirtin. Sie wurde von den alten Stammgästen „Drachennutter“, von der Feuerwehr „Brandmutter“ genannt. Die dort herrschende Gemütlichkeit können wir Nachlebenden heute noch aus der Erinnerung bestätigen. Solch einen Pfefferpothast, wie ihn Frau Keggemann kochte, gab es in Dortmund nicht noch einmal, was Güte und Reichhaltigkeit anbetraf. So war das Haus „Zum Drachen“ der Ausdruck für Altdortmunder Art und Sitte.

Behäbig stand der „Drachen“ am Zusammenschluß zweier Straßen, dem Karpfenpoth und der Schwarzen-Brüder-Straße. Mit der Front war das Haus dem Markt zugekehrt. Urkundlich wurde der „Drachen“ zuerst im Jahre 1393 erwähnt. Es heißt da bei der Erwähnung eines Bürgernamens „in dem Draken“. Der „Drachen“, den wir unsern Lesern im Bilde zeigen, wurde 1658 gebaut. Seinen Taufschein hatte das Haus in einem der geschnitzten Frontbalken stets zur Hand. Er lautete:

„Dis Haus steht in Gotes Handt, got bewahre es für Feur und Brandt, zum Drachen wird es genandt. Anon 1658.“ Auf einem zweiten Schmuckbalken stand



Restaurant „Zum Drachen“

ein Spruch, der auf die nachbarliche Friedfertigkeit einen eigentümlichen Schein warf. Er lautete: „Es wird kein Haus so wohl gemacht, es kommt ein Unflut, ders verlacht.“

Bäckerei — Brauerei — Wirtschaft

In dem Hause wurden Bäckerei, Brauerei und Wirtschaft betrieben. Eine der vielen Familien, die hier gelebt und gewirkt haben, war die Familie Keggemann. Ein Garten diente einestheils zum Gemüsebau, zum anderen Teil an schönen Sommertagen den Gästen als Aufenthalt. Das Haus lag an der Stelle des Kaufhauses Althoff am Hansaplatz. Der Garten nahm den nördlichen Teil des Hansaplatzes ein.

Humor und gute Laune haben hier stets geherrscht. Dafür sorgten schon die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr, denen der Keggemannsche Drachen Vereinslokal war, wo sie nach dem Löschen eines Brandes ihren eigenen Brand ausgiebig löschten, während Brandmutter Keggemann mit ihrem gutbürgerlichen Pfefferpothast die Essensfrage löste. Hier tagten oder nächtigten viele Stammgäste. Manch kräftiges Wort ist hier gefallen über den hohen Magistrat und die

Steuern. Wie jeder bei der wöchentlichen Straßenreinigung seinen Dreck dem Nachbarn zuschob, so wollte niemand gern öffentliche Abgaben zahlen und schickte seinen Nachbarn vor. Aber auch aus

einem anderen Grunde wurde hier im „Drachen“ hohe Politik getrieben, der Freisinn hatte hier sein Dortmunder Hauptquartier. So war es denn eine Selbstverständlichkeit, daß Dr. Hermann Becker, später der „rote Becker“ genannt, nach der Entlassung aus der Festungshaft im Dortmunder „Drachen“ eine gastliche Aufnahme fand. Hier hatte Becker, der in Dortmund bald volkstümlich wurde, Zeit und Muße, sich auf seine spätere Oberbürgermeisterlaufbahn in Dortmund und Köln vorzubereiten. Die Gründung des Historischen Vereins und des Gewerbevereins sind auf Becker zurückzuführen. Becker schrieb auch die erste Geschichte der Dortmunder Presse.

Nachbar war der „Saurer Gottfried“

Der Nachbar des Drachens war der „Saurer Gottfried“. Mit Hausnamen hieß der Wirt Schäffer, und der Volksmund nannte ihn den „Vizebürgermeister von Dortmund“. Hie Freisinn! Hie konservativ! stand unsichtbar über beiden Häusern geschrieben. Sichtbar war nur das persönliche Verhalten in nachbarlichen Notfällen, wie wir sehen werden. Eines Tages brach im „Saurer“ ein Schadenfeuer aus, das von den Schäfferschen Leuten gelöscht werden konnte. Der Drachenvirt sieht den aufsteigenden Rauch und sendet seinen Sohn mit dem Brandeimer in der Hand zum Nachbarn. Aber wie konnte der „Freisinn“ sich einbilden, ein „konservatives Feuer“ löschen zu wollen. Schäffer knurrt den jungen Keggemann an: „Wat wost du hier?“ — „Jo, löschen!“ — „Goh no Hus un back Bräudkes! Düet es min Fürken!“

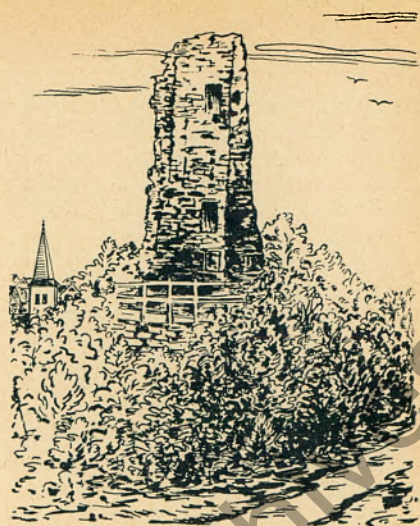
1910 mußte der Drachen einem Erweiterungsbau des Kaufhauses Althoff weichen. Die geschnitzten Balken sollten aufbewahrt werden. Bei Eröffnung des neuen Hauptfriedhofes haben wir ein Stück von einem Schmuckbalken auf dem Ehrenhof wiedergesehen. Er diente als Glockenhalter. Sic transit gloria mundi!

Auf dem Hansaplatz (Kriegsjahr 1916)



Burgen an der Ruhr

IM ZAUBERGLANZ DER SAGE



Wer spricht von ihnen draußen „in der Welt“? Wer widmet ihnen bunte, verlockende Reiseprospekte? Welche Maler haben ihr Bild auf die Leinwand gebannt? Welche Dichter ihre herbe, scheue und gerade darum so liebliche Schönheit besungen? — Ja, doch, Dichter waren zahlreiche da, heimatliche zumal, aber sie und die wenigen Maler sind nicht das Gros, sind einsame Rufer im Strudel der „Welt“.

Die Burgen nicht nur am Rhein, an der Mosel und anderswo, die Burgen im Ruhrgebiet, die uralten Ruinen mit ihrer von Sagen und Märchen umwobenen Geschichte! Seht sie euch an, wandert zu ihnen hinaus, fahrt zu ihnen hin, laßt ihre ganze, stille, geheimnisvolle Atmosphäre auf euch wirken. Das ist wie ein erfrischender Trank aus einer Wunderquelle, aus einem „hilligen Püttken“, wie die westfälischen Vorfahren diesen kraftspendenden Born nannten.

Von den vielen mögen einige wenige hier durch die Sage zu uns sprechen. Und diese romantischen Burgruinen liegen mit ihrer schon erwähnten, kaum beachteten, verborgenen Schönheit ausgerechnet in der dichtesten Nähe des so viel geschmähten Kohlenpottes!

Hobensyburg

Nur Mauerreste, dem Zeitverfall gnadenlos preisgegeben, zeugen noch von der ehemaligen grandiosen Sachsenfeste, zu deren Füßen sich tief unten im Tal Ruhr und Lenne heute zu einem einzigen großen See, dem Hengsteysee, vereinigen. Die Burg lag oberhalb der Stelle, wo einst rauhe Volksstämme, durch Wittekind zusammengehalten, ihrem Zeitengott, Cronos genannt, in einem Bildwerk huldigten. Sie stellten ihn auf röhrende Füße, deren einer auf dem Nacken eines Riesenfisches ruhte, gaben ihm in die eine Hand eine rosengefüllte Schale und in die andere ein Wagenrad. Karl aus dem Frankenland soll ihn mit den übrigen Göttern gestürzt haben. Das mag noch alles der Wirklichkeit entsprechen. Aber die „Seherin“ aus dem Brukererstamm, welche hier ihren Sitz hatte und allerseits ehrfurchtsvoll verehrt wurde, gehört schon der Fama an.

Denn sie wurde, der Sage nach, in den Berg gebannt und harrt dort ihrer Erlösung.

Noch früher hausten hier und auf dem nahe gelegenen Volmarstein zwei gewaltige Riesen. Sie waren so groß, daß sie mit einem einzigen Schritt über das Ruhrtal hinweg sich gegenseitig besuchen konnten. Und wenn ihnen auf dem Weg Sand in die Schuhe geriet, den sie natürlich ausschüttelten, dann entstanden weitere Hügel oder auch Berge an der Ruhr. Zum Beispiel soll der Kaisberg bei Herdecke auf diese Weise „fabriziert“ worden sein.



Heitere Dinge passierten den beiden Riesen manchmal. Da sie nur einen Backtrog besaßen, lichen sich sich ihn im Wechsel gegenseitig aus. Einmal hörte der Riese auf Hobensyburg ein Kratzen und Schaben, als würde eben dieser Trog drüben zum Backen fertig gemacht . . ., und er war doch diesmal an der Reihe! Wutschnaubend raste er zum Nachbarn hin. Aber was sah er? Der lag und schlief, und dauernd sprang ihm ein Häslein durch den Rauschbart. Wegen dieses Tierleins kratzte und schabte er sein Kinn. Da mußte der andere so lachen,

daß die Berge ringsum wackelten, so, als ob ein großes Gewitter dauernd über ihre Häupter führe.

Zum anderen Mal wollte einer der Riesen seine erste Heuernte aus den Ruhrwiesen vor einem plötzlich heraufziehenden Gewitterregen ins Trockene retten. Kurz entschlossen steckte er den Wagen mitsamt dem Pferd in eins seiner Nasenlöcher. Jedoch wollte es das Unglück, daß er gerade niesen mußte; so flog die ganze Bescherung in den Fluß und schwamm munter davon. Das war allerdings weniger erheiternd.

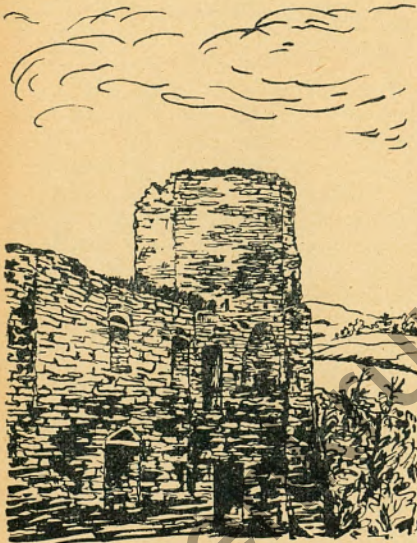
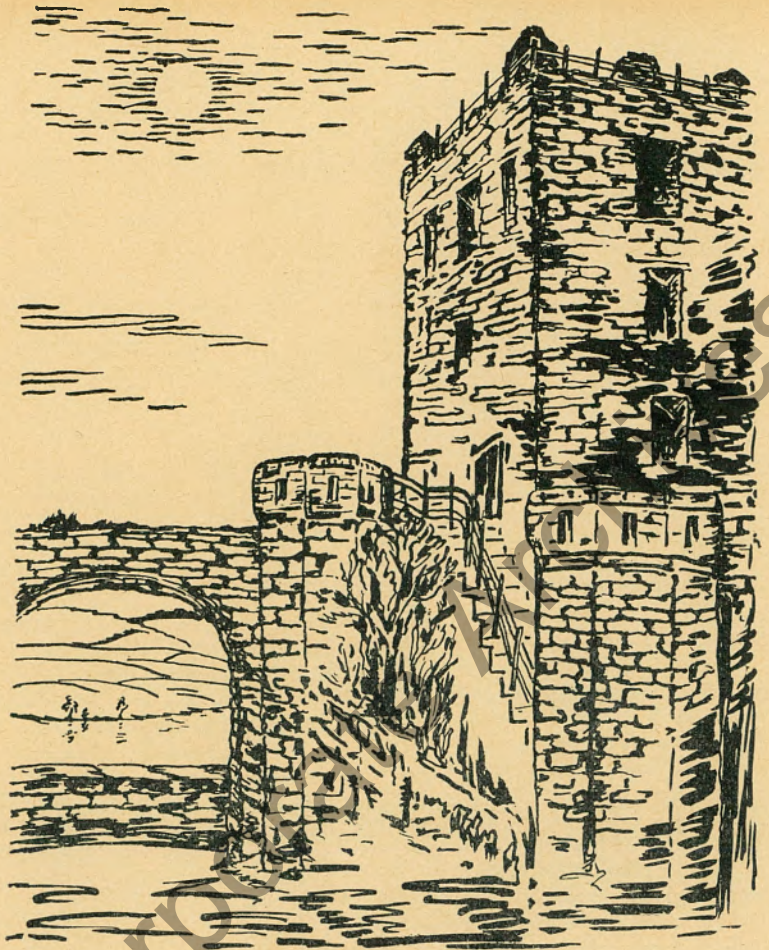
Volmarstein

Als der Riese von Volmarstein in ein anderes Gebiet übergewechselt oder vielleicht auch schon gestorben war, lebte am Fuße des Berges ein fleißiges Zwergenvolk, das sogar unter den Hunderten von Jahren alten Wurzeln einer mächtigen Eiche ein wundervolles Königreich besaß, mit einem herrlichen Schloß aus Edelsteinen und einem König darin, der Volmar hieß. Von seinen getreuen Gefolgsmännlein war ihm ein junger, gewandter und fröhlicher Bursche, welcher oft mit seiner hübschen Stimme und seinen Liedern die Sorgenfalten von seiner Stirn scheuchte, der liebste. Doch geriet er eines Tages einem Bauern auf dem Felde in die Finger, und dieser schenkte ihn als niedliches Spielzeug seinen Kindern mit der Weisung, ihn recht in Gewarsam zu halten. Aber die Kinder achteten nicht so genau darauf, und so gewann das Zwerglein nach einigen traurig verbrachten Tagen durch ein offenes Fenster die goldene Freiheit wieder. Die Zweige eines blühenden Fliederstrauchs erleichterten ihm den Fluchtweg, und pfeilgeschwind ging es den Seinen wieder zu. Mit Jubel wurde er begrüßt; selbst der König umarmte den schon verloren Geglaubten freudig. Aber dieser war gleichzeitig so erbittert über die „Schlechtigkeit der Menschen“, daß er beschloß, mit seinem ganzen Volk fortan ihre Nähe zu meiden und oben auf dem Berge ein prächtiges Schloß zu bauen. Binnen kurzem schafften das die bekannt fleißigen Zwerge auch. Stolz nannten sie das Schloß Volmarstein.

Hardenstein

Wieder war es ein Zwerg, der auf dieser Burg, unweit der Ruhr und der Stadt Witten, seine schwere Enttäuschung mit dem „Menschenvolk“ erlebte. Denn dort saß vormals der Ritter Nevelink mit seiner bildschönen Tochter Gudula, die einem Prinzen aus königlichem Hause anverlobt worden war. Da Vater und Tochter jedoch wegen des frühen Heimganges der Burgherrin stets traurig waren, gesellte sich eines Tages der in einen Zwerg verzauberte Prinz Goldemar zu ihnen, um sie mit seinem hübschen Flötenspiel zu erfreuen. Und das gelang ihm so sehr, daß Gudula ihn schon zu lieben begann; jedoch wurde ihr und dem Vater strengste Verschwiegenheit von dem Zwerg, der sich mittels einer Tarnkappe unsichtbar machen konnte, abverlangt. Nun war da eine Bediente im Hause, welche die Neugier, zu wissen, wer in Gudulas Gemach immer so schön spielte, arg plagte. Sie löste daher die Tür in den Angeln, und als die Musik wieder ertönte, wollte sie durch einen Spalt sehen. Da polterte die Tür plötzlich ins Zimmer. Goldemar entflohen und ward nicht mehr gesehen.

Nach einer anderen Sage hat Goldemar Gudula entführt; deren Bräutigam Dietrich sie ihm wieder entriß. Aus Rache



verfluchte der Zwerg die Burg, er verband sich mit den Riesen und Elben der Umgegend, und dieses Zaubervolk soll dann das Schloß restlos in Trümmer gelegt haben. Wie es in Wirklichkeit gewesen ist, weiß man nicht. Ein wenig düster schauen sie schon aus, die Reste der Burgruine . . . , so ein bisschen nach einem — wenn auch kleinen — Fluch jedenfalls!

Blankenstein

Nun hier, auf der Burg Blankenstein, ist der Verfall noch nicht so offensichtlich. Aber poetisch, märchenhaft, phantasievoll weht selbst die Luft über diesem alten Rittersitz einschließlich der Ruhralland-

schaft und dem zauberhaften Städtchen, in dem es noch blauen und weißen Flieder, Tausendschönchen und Stiefmütterchen in rauen Mengen hinter malerischen Fachwerkhäuschen mit winzigen, zaunumsäumten Gärtchen gibt. Dort befindet sich noch ein Irrgarten, in dem man sich tatsächlich „fast verlaufen“ kann, in welchem auch einige der pompösen Steine unbekannter Herkunft liegen, die man Findlinge nennt und die vermutlich alle Sagen, Märchen und Geschichten, die je erzählt wurden, an Alter tausendfältig übertreffen. Die Blankensteiner behaupten von einem der Steine: „Wenn er um zwölf Uhr die Kirchenglocken läuten hört, dreht er sich dreimal um seine eigene Achse!“ Sie sagen es unter Weglassung der Betonung des Wörtchen „wenn“; aber das Augenzwinkern dabei zeigt wieder die ganze Hintergründigkeit des westfälischen Schalks. Dann wäre noch „Im Tünchen“ der ganz mit grünen Algen bedeckte „Kinder-teich“ zu erwähnen und die Kirche aus dem Jahre 1793. Sie schaut geradezu jung aus gegen die Burg, die, an einem schönen Maitag 1226 erbaut, mehrere Male erneuert, aber 1636 bis auf den mächtigen Burgfried fast restlos niedergeworfen wurde, das heißt, die Steine wurden einfach „wegorganisiert“, so daß von der ganzen Wohnherrlichkeit nichts mehr übrigblieb. Trotzdem, das in Stein

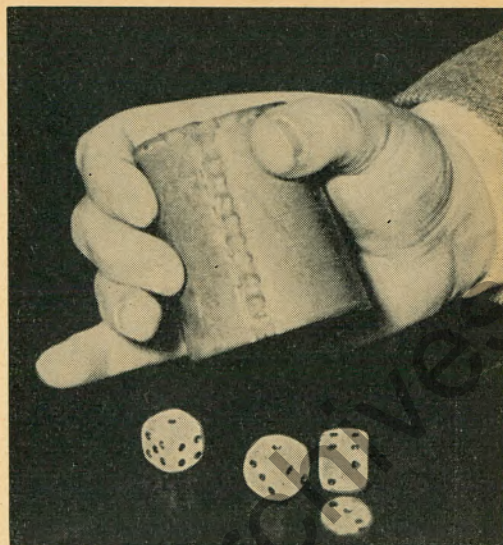
gehauene Porträt eines ehemaligen Ritters mit dem tröstlichen Spruch darunter: „Immer heiter, Gott hilft weiter“ ist der Nachwelt noch verblieben.

Ansonsten ging dort wie in vielen Schlössern die „witte Fruu“ als Spuk um. Wenn sie erschien, starb jemand, das war sicher. Sie wandelte auch manchmal durch die Wälder, und wen sie ansprach, der mußte ebenfalls dahin!

Übrigens hielten sich außerdem noch einige gefährliche Frauen im Wasser der Ruhr oder auch in den Wasserlachen der Ruhrwiesen auf. In Blankenstein erzählt die Sage folgendes: Als einmal ein Hirte das Vieh dort weidete, sang ihm eine der Schönen ihr gar verlockendes und verführerisches Lied, so daß er ihr und den Klängen schließlich folgen mußte. Lange lebte er in dem nassen Element, bis ihn das Heimweh wieder auf die Erde zurückführte. Seine Nixe aber schwur ihm, sich dafür zu rächen, und es gelang ihr tatsächlich, ihn endlich zu erwischen. Als er an einem heißen Sommertag seinen Durst in einer der Wasserlachen löschen wollte, zogen ihn flugs zwei weiße Arme in die todbringende Tiefe. Entsetzt erzählten die Leute es sich. Aber es gab schon damals „schlechte Menschen“, die mit dem bekannten Augenzwinkern sagten: „Hä soll woll tovvüll Schnaps gesuupen hebben! Nix Waaterjuffern! Dat is allen Quaterigge!“

Glücks- und Falschspiel

Von Kriminalrat Karl Kiehne



VI. Der Spielbetrug

Vor nicht langer Zeit war ich als Sachverständiger vor eines der vielen Gerichte in Köln geladen. Auf der Anklagebank saßen drei Figuren aus einer Kölner Altstadtkeiße. Zwei davon waren vorbestrafte Glücksspieler, und die dritte kam vom Lande und hatte in Köln etwas erleben wollen. Das war dem Bemitleidenswerten auch gelungen, denn in gut einer Stunde hatten ihm die beiden freundlichen Herren, die ihn an der Theke zu einem „kleinen Spielchen“ aufforderten, seine ganze Barschaft von 120 DM abgenommen.

Vor Gericht stellte sich heraus, daß man das als Glücksspiel verbotene „Klüberjas“ gespielt hatte (ich bin in meinem ersten Bericht näher auf dieses Spiel eingegangen). Nachdem ich mein Gutachten abgegeben hatte, verurteilte das Gericht alle drei wegen verbotenen Glücksspiels, auch den Hereingefallenen. Die Akteure, die zwei freundlichen Einlader, erhielten aber noch eine zusätzliche mehrmonatige Freiheitsstrafe wegen Betruges. Der Richter verdonnerte sie wegen Glücksspiels „in Tateinheit mit Betrug“.

Was war geschehen, daß der Richter diese harte Strafe verhängte?

Unsere Glücksspieler hatten zunächst mit einem auf dem Tisch herumliegenden Kartenblatt gespielt. Dann nörkelte einer der Einladenden so ganz nebenbei an den Karten herum; das Spiel sei aber schon verdammt schlecht, die Karten klebten. Der hilfsbereite Ober (der sich noch wegen Beihilfe verantworten muß) brachte ein „neues Spiel“, und dann ging es wie geschmiert. Dieses Kartenspiel lag jetzt auf dem Richtertisch und wurde zum Gegenstand der sachverständigen Begutachtung gemacht. Es stellte sich bei näherer Untersuchung heraus, daß die Karten „geschliffen“ waren, wie man in eingeweihten Kreisen zu sagen pflegt. Bestimmte Karten — in diesem Falle As und Buben — hatte der Falschspieler so präpariert, daß er sie beim Geben und während des Spiels erkennen konnte. Sie waren am Rand nach einem bestimmten System mit Glaspapier abgeschliffen, daß sie sich für den Eingeweihten von den anderen Karten unterschieden.

Da die „Zocker“, unsere beiden Spielmacher, ihr Opfer mit diesen Karten während des an sich schon strafbaren Glücksspiels noch zusätzlich betrogen, wurden sie wegen beider Delikte — man sagt „in Tateinheit“ — verurteilt.

Es gibt zahlreiche Methoden, Karten zu „schleifen“.

Meistens werden auf den Rand nach bestimmtem System Muster geschliffen, die der Falschspieler erkennen kann; oder es werden

grundsätzlich alle Karten bis auf die zu erkennenden so abgeschliffen, daß sie sich, aufeinandergelegt, unterscheiden. Gegen diese Betrügereien kann man sich nur so schützen, daß man grundsätzlich keine fremde Karten anfaßt.

Mit dem kleinen Fall aus der Praxis wollte ich Ihre Aufmerksamkeit auf ein ganz besonderes Kapitel lenken, das beim Glücksspiel einen breiten Raum einnimmt, nämlich den Spielbetrug. Im folgenden will ich versuchen, die wesentlichsten Formen und die Technik dieses Spielbetruges zu beschreiben. Ich beschränke mich hierbei auf Betrügereien mit dem in der Welt gebräuchlichsten Spiel, dem Kartenspiel.

Beim königlichen Kartenspiel kann man hauptsächlich drei Systeme unterscheiden, nach denen betrogen wird; durch

1. die Verwendung von präparierten Karten,
2. die Zusammenarbeit von Eingeweihten,
3. die eigene Geschicklichkeit.

Unser obenerwähntes Beispiel gehört zu der wohl am häufigsten anzutreffenden Betrugsart, der

Verwendung von präparierten Karten.

Da gibt es neben den „geschliffenen“ Karten noch die „gezinkten“. Hierbei hat der Falschspieler die Karten meist auf dem Rücken mit irgendwelchen Zeichen versehen, die nur ihm bekannt sind. Diese Zeichen (in der Gaunersprache „Zinken“) bestehen meist in kleinen, unscheinbaren Punkten oder Stricheln, die der Falschspieler in dem oft verwirrenden Rückmuster der Karten unmerklich angebracht hat.

Nicht nur eigene, auch fremde Spiele weiß der gewiegte Zocker so zu zinken, daß er die höchsten Karten herausfindet. Da werden z. B. vor den Augen der Mitglieder der Karten an den Längsseiten etwas nach unten durchgedrückt. Die so präparierten Karten sind beim Abheben sofort wiederzufinden. Diesen Falschspielertrick nennt man nach seinem Erfinder „Daniel“. Das „Druckerl“ kommt aus dem Österreichischen und wird wie folgt ausgeführt: Der Daumen liegt auf der Bildseite der Karte, während ihn Zeige- und Mittelfinger auf der Rückseite zu unterstützen haben. Der Daumennagel übt einen kleinen Druck gegen die Karte aus, so daß auf der Rückseite eine kleine Erhebung entsteht, die man nur dann erkennen kann, wenn man die Karte schräg gegen das Licht hält. Vor Schluß der Partie kann man das „Druckerl“ wieder beseitigen, und alle Beweismittel sind verschwunden.

Sehr gebräuchlich ist es auch, die Karten während des Spiels mit dem Fingernagel am Rande zu zinken.

Nur der aufmerksame Beobachter wird diese Manipulationen erkennen können. Auch mit „gebleichten“ Karten hat schon mancher Unwissende Lehrgeld bezahlen müssen. Die besonders wertvollen oder wertlosen Karten hat der Betrüger bei diesem Trick einige Stunden der grellen Sonne ausgesetzt, wodurch die Farbe um eine Nuance heller wird. Nur er weiß den geringen Farbunterschied zu erkennen und kann sein Spiel entsprechend einrichten.

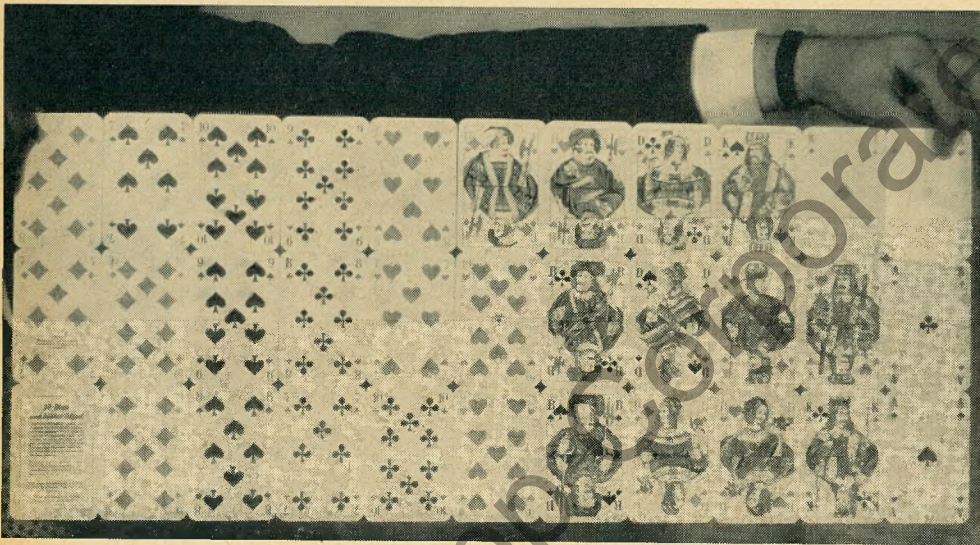
Auch „Phosphorkarten“ sind schon bei Falschspielern sicher gestellt worden. Mit Hilfe von Phosphoröl, das der Betrüger im richtigen Augenblick mit dem Fingernagel aufträgt, werden die Karten auf der Rückseite gezeichnet. Der Zocker trägt hierzu eine besonders geschliffene dunkle Brille, durch die nur er das Aufleuchten der behandelten Karte bei künstlichem Licht (Phosphoreszenz) erkennen kann. Es sind auch schon fabrikmäßig Karten hergestellt worden, die ein präpariertes mehrfarbiges Rückenmuster haben, an dem vom Uneingeweihten nichts Auffälliges zu bemerken ist. Erst wenn man die besonders zu diesen Karten gelieferten Brillen aufsetzt, kann man

sondern im Gegenteil immer verschieden. Diese Verschiedenheit entsteht dadurch, daß in den Kartenfabriken

Karten mit Schottenmuster

nicht einzeln und mit immer demselben Rückenmuster gedruckt werden, sondern jeweils ein ganzer Satz mit durchlaufendem Muster, und zwar in einem solchen Block, wie von uns zusammengeklebt. Der Schnitt des Satzes in Einzelkarten erfolgt nach den Bildern der Vorderseite ohne Rücksicht auf das Schottenmuster der Rückseite. Hierdurch ergibt sich die Tatsache, daß jede Karte verschieden geschnittene Rückenmuster hat. Die Verschiedenheiten erkennt man bei ganz genauem Hinsehen am Rand der Karten. Der geübte und eingeweihte Spieler kann sich diese fabrikmäßig gelieferten Verschiedenheiten zunutze machen und jede Karte auf ihren Wert und ihre Farbe erkennen. Sein Gegenspieler spielt also praktisch so, als hätte er seine Karten mit den Bildern nach außen offen in der Hand!

Die Kartenfabriken könnten diese Möglichkeit, zu betrügen, abstellen. Sie tun es aber nicht, wahrscheinlich, weil die oben-



Spielbetrug mit Schottenmuster. Die nach einem bestimmten System zusammengelegten und aneinandergeliebten Karten. In dieser Form werden die Karten im Block gedruckt!

bestimmte Hinweise im Rückenmuster erkennen (System der Komplementärfarben).

Das waren Manipulationen mit besonders vorbereiteten oder während des Spiels zubereiteten Karten. Es gibt aber auch zahlreiche Betrugsmöglichkeiten mit

Karten, die nicht präpariert sind.

Erst vor ganz kurzer Zeit hat ein Gericht in Österreichs Hauptstadt Wien mehrere Glücksspieler wegen Betruges verurteilt, die zum Spiel nichtpräparierte Karten mit dem bekannten Schottenmuster auf der Rückseite verwendet hatten.

Wie ist es zu diesem Urteil gekommen?

Vielleicht können sich die glücklichen Fernsehbesitzer unter Ihnen noch an die Fernsehsendung vom 12. Februar dieses Jahres „Der Polizeibericht meldet“ entsinnen, während der ich mit dem „Kartenwunder Allan“ aus Wien einige Experimente vorführte. In dieser Sendung haben wir das Publikum auf diese erst vor kurzem erkannte Möglichkeit, mit Hilfe des Rücken-schottenmusters zu betrügen, hingewiesen und gewarnt. Wir hatten ein komplettes 32er-Kartenspiel nach einem von uns ausprobierten System nebeneinander auf den Tisch gelegt und dann so zusammengeklebt. Hierbei war deutlich zu erkennen, daß das Rückenmuster nicht etwa auf jeder Karte gleich ist,

beschriebene Art der Kartenherstellung billiger ist. Schützen kann man sich gegen diese fabrikmäßig gezinkten Karten nur dadurch, daß man nur mit solchen Karten spielt, die auf der Rückseite ein Spezialmuster mit einem unbedruckten Rand haben. Diese Karten sind zwar etwas teurer, auf die Dauer macht sich die kleine Mehrausgabe aber bezahlt.

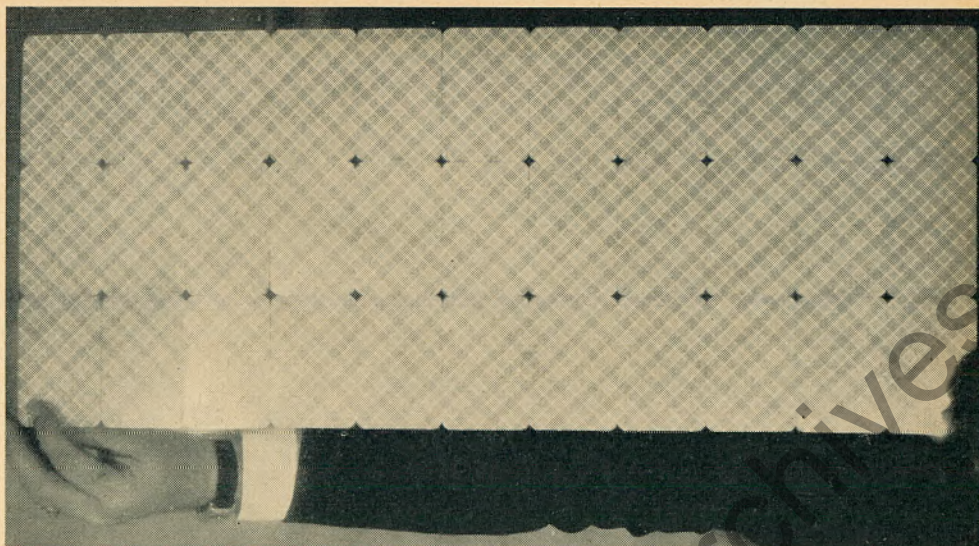
Neben dem Betrug mit präparierten Karten ist das sogenannte Zusammenarbeiten zum

„Ausholen“ des Opfers

am weitesten verbreitet. Hierzu gehören wenigstens immer zwei Personen. In der Hauptsache kommt es hierbei darauf an, dem betrügerischen Gehilfen irgendwelche Zeichen zu geben, aus denen er erkennen kann, welche Karten der andere hat oder welche Karte gespielt werden soll. Oft werden diese Zeichen auch von am eigentlichen Spiel Unbeteiligten, den sogenannten Kiebitzen, gegeben.

Der Kiebitz sollte sich unterstehen, während des Spiels etwas zu sagen! Deshalb muß anders operiert werden. Da wundert sich manch Harmloser, daß er den ganzen Abend verliert. Er hätte sich besser den Kiebitz etwas genauer ansehen sollen. Der stand — ohne sich zu mucksen — hinter ihm und schob zuweilen seine Zigarette ganz lässig vom linken Mundwinkel in den rechten oder zur Mitte (Herz, Pik, Karo) oder, wenn er sie in die Hand nahm, war Kreuz gemeint.

Die Rückseite der aneinandergeklebten Karten. Man erkennt das durchlaufende Schottenmuster



Kartenwerte werden häufig durch Handbewegungen signalisiert.

Sinkt die rechte Hand, so bedeutet das As, der Griff zum oberen Teil des rechten Rockrevers bedeutet König. Der mittlere Teil soll auf die Dame deuten und das untere Drittel auf den Buben. Die linke Seite des Körpers zeigt die Zahlenwerte wie oben an. Linke Hand gesenkt heißt Zehn, Revers links oben Neun, Mitte Acht und unten Sieben. Häufig wird der Gehilfe des Falschspielers, der den „Zund“ (Ganovensprache) gibt, nicht einmal als Kiebitz erkannt. Dem Opfer, das mit hochrotem Kopf dasitzt und das Glück zu zwingen versucht, wird es gar nicht auffallen, daß bisweilen ein Angetrunkener, der von der Theke zur Toilette torkelt, einen Augenblick hinter ihm stehenbleibt und bald wieder verschwindet. Das war der sogenannte „Galerist“, der die verlangten Tips signalisierte. Wir wissen aus unserer Praxis, daß es sogar einen

internationalen „Zund“

gibt. Dieser soll in den „besseren Galeriekreisen“ der ganzen Welt verbreitet sein. Hier einige Beispiele:

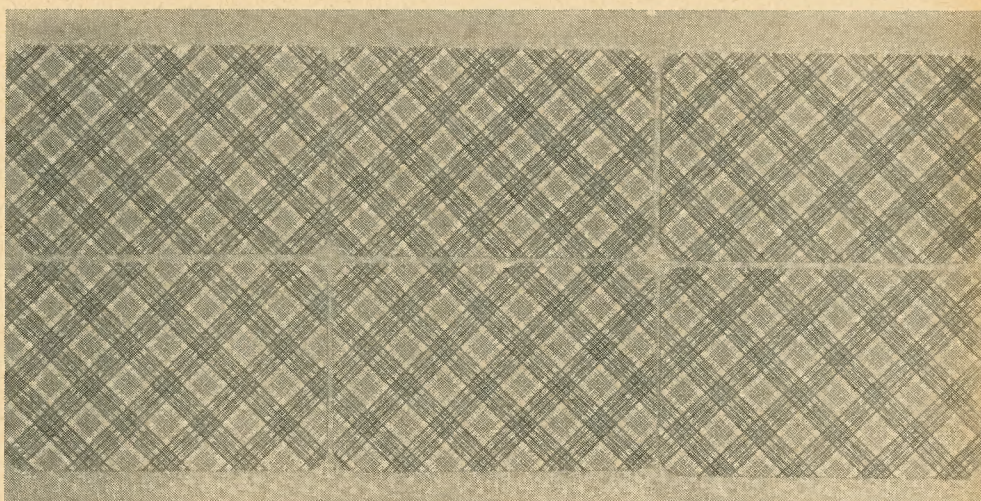
- As = Langsames Vorstrecken des kleinen Fingers der rechten Hand und Senken des Kopfes
- 2 = Zwei Finger der rechten Hand vorstrecken und wiegende Kopfbewegung
- 3 = Drei Finger der rechten Hand und husten .

- 4 = Vier Finger der rechten Hand und schnupfen
- 5 = Die flache Hand auf den Tisch legen und sich die Haare zurückstreichen
- 6 = Zeigefinger vorstrecken und sich über die Knie streichen
- 7 = Zwei Finger der linken Hand vorstrecken und die Krawatte berühren
- 8 = Drei Finger der rechten Hand vorstrecken und den Revers berühren
- 9 = Das Ohr mit eingezogener Hand berühren
- 10 = Faust auf den Tisch, mit der anderen Hand die Augen berühren.
- Bube = Karten aufstellen und „Dummheit“ sagen
- Dame = Schräges Aufstellen der Karten
- König = Eine lässige Bewegung gegen die Karten
- Kreuz = Wie bei As
- Pik = Wie bei Zwei
- Karo = Wie bei Drei
- Herz = Wie bei Vier

Es gibt noch zahlreiche Methoden des Spielbetruges durch Zusammenarbeit der Eingeweihten.

Die wenigen Beispiele mögen genügen, um aufzuzeigen, worauf es im wesentlichen immer ankommt. Als Kriminalist kann ich

Ein Sechserblock der Karten nach dem Schnitt



Ihnen nur den einen guten Rat geben: Scharf aufpassen, nicht nur die Mitspieler beobachten, sondern auch scheinbar am Spiel Unbeteiligte.

Und nun zum Falschspiel durch Einzelarbeit, also durch eigene Geschicklichkeit des Betrügers. Die „Arbeit“ des Falschspielers, der nach diesem System vorgeht, setzt schon beim Mischen und Abheben ein. Das betrügerische Manipulieren beginnt dabei oft schon vor dem eigentlichen Mischen und Abheben, nämlich dadurch, daß zunächst eine sogenannte „Taille“ gelegt wird. Diese Taille besteht darin, daß man die Karten nach Beendigung des letzten Spieles beim Aufnehmen in einer gewünschten Reihenfolge zusammenlegt. Es kommt jetzt für den Falschspieler darauf an, diese Taille während des Mischens und des Abhebens in der gelegten Reihenfolge zu behalten. Der

Trick des „Aufmischens“

ist hierbei der verbreitetste. Durch bestimmte Manipulationen mit den Fingern kommt beim Mischen immer nur eine Karte auf die ursprünglich oberste. Das wird so oft wiederholt, wie man Karten „aufmischen“ will. Hat man die gewünschte Anzahl erreicht, so wird mittels einer ganz besonderen Art „weitergemischt“, d. h., es wird nur so getan, als ob man mische. In Wirklichkeit bleiben die Karten immer in der gewünschten Reihenfolge in der Hand.

Beim falschen Abheben verfährt der Betrüger meist wie folgt: Das Spiel wird nach dem Mischen derart auf den Tisch gelegt, daß es mit der Tischkante abschneidet. Auf diese Weise wird der Mitspieler gezwungen, den abgehobenen Teil vor den „Talon“ (Päckchen) zu legen. Mit der linken Hand ergreift man jetzt den Talon und senkt die Hand etwas. Im gleichen Augenblick nimmt man mit der rechten Hand den noch auf dem Tisch liegenden Teil und legt ihn auf den anderen. Hierdurch bleiben die Karten in ihrer ursprünglichen Lage.

Verwirrend wirkt der

Trick mit dem dreifachen Abheben.

Ein Teil des Kartenpaketes wird abgehoben und rechts neben das Spiel gelegt. Man nimmt dann noch einen Teil vom Grundpaket und legt ihn rechts neben das neue Päckchen, so daß im ganzen drei Teilpakete nebeneinanderliegen. Man legt jetzt das mittlere auf das rechte Päckchen und nimmt beide zusammen auf das Grundpaket. Versuchen Sie es bitte selbst, und Sie werden feststellen, daß sich an der Lage der Karten nichts geändert hat, obwohl das dreifache Abheben den Eindruck ganz besonderer Gründlichkeit erweckt.

Es gibt da noch eine ganze Reihe von Kniffen, die nicht nur Falschspieler, sondern oft auch Kartenkünstler bei ihren Darbietungen anwenden. Die gebräuchlichsten sind wohl der „Aufsatz“, das „Laden“ und „Planken“. Man versteht hierunter wiederum bestimmte Tricks, die den Anschein erwecken, als ob gemischt würde. In Wirklichkeit sind die Karten aber so gelegt worden, wie sie der Falschspieler haben will.

Bekannt ist auch die „Volte“

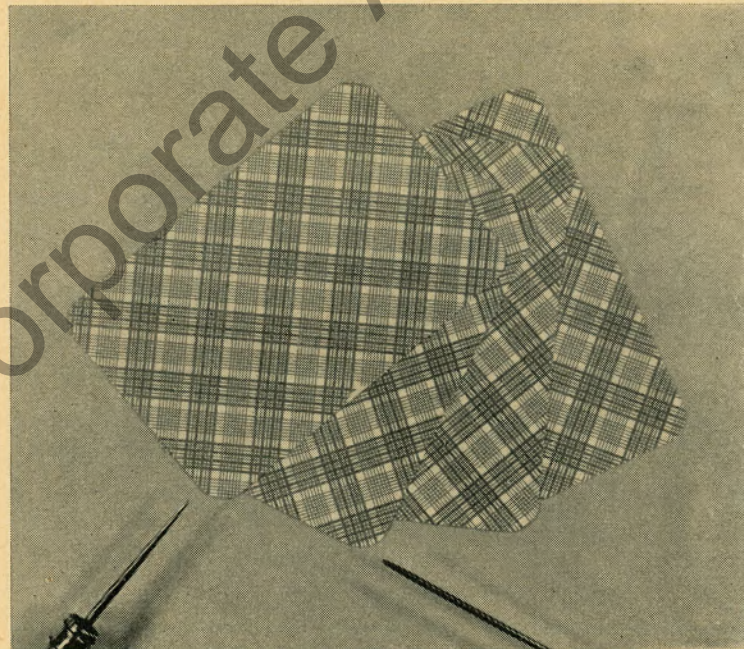
Es gibt ein- und zweihändige, ein-, zwei-, drei- und vierfache Volten. Insgesamt sind 260 verschiedene Variationen bekannt. Bei der „Volte“ wird im wesentlichen wie folgt vorgegangen: Der Spieler ergreift mit der linken Hand ein Paket Karten und legt den kleinen Finger an der Stelle hinein, an welcher der Wechsel (= eolte) stattfinden soll. Der linke Daumen liegt auf dem Paket, auch die rechte Hand; diese aber so, daß im Gegensatz zur linken die Schmalseiten des Paketes gehalten werden. Der kleine Finger der linken Hand und die übrigen Finger heben die von ihnen gehaltenen Karten in die Höhe, die rechte Hand läßt die von ihr gehaltenen Karten darübergleiten, und mit der linken Hand werden die von dieser gehaltenen Karten daruntergeklappt.

Ein Falschspielertrick, der lange Übung erfordert, heißt die „Beste“ oder „Filet“.

Man nennt ihn deshalb so, weil sich der Betrüger auf diese Weise die beste Karte des Spiels geben kann. Es gibt zahlreiche Varianten dieses Tricks. Man kennt die englische Art, die tschechische und die schwierigste, die einhändige „Filage“, bei der das Kunststück mit nur einer Hand fertiggebracht werden muß.

Zur Gruppe dieser Tricks gehört auch das „Glissieren“, das in der Hauptsache bei „Siebzehn und vier“ angewendet wird. Es geht wie folgt:

Die Karten werden mit der linken Hand gehalten, der Handrücken ist oben. Der Daumen liegt an der rechten Längsseite, die anderen Finger sind an der linken Seite. Die unterste Karte, auf die es der Falschspieler abgesehen hat, wird mit Mittel-, Ring- und Kleinfinger der linken Hand etwas nach rückwärts geschoben. Das Spiel halten der Daumen und der Zeigefinger, die auch die Manipulation decken. Die Finger der rechten Hand ziehen nun die folgenden Karten heraus, so

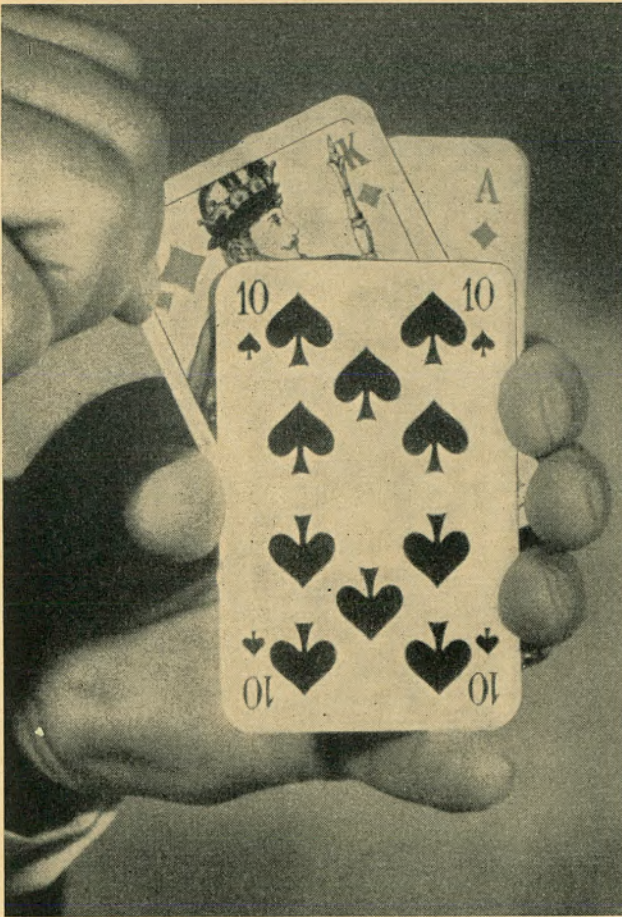


Vier Karten mit Schottenmuster. Man erkennt bei genauem Hinsehen, daß jede Kartenecke ein anderes Aussehen hat

lange, bis die „glissierte“ Karte benötigt wird. Dann wird diese wieder ein wenig vorgeschoben und gezogen. Mit diesem Trick sind die meisten Spiele beim „Siebzehn und vier“ zu gewinnen. Es gibt noch zahlreiche Kunststückchen, die ich in diesem Zusammenhang aufzählen könnte und die immer besondere

Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit

erfordern. Da gibt es aber noch andere Arten, zu betrügen, die viel primitiver, aber meist ebenso wirkungsvoll sind. Seien Sie auf der Hut bei glänzenden Gegenständen in der Nähe des Spiels! Alle Falschspieler haben eine Schwäche für spiegelnde Zigaretten Dosen, Silbertablets usw. So ganz zufällig hat der Zocker sein glänzendes Zigarettenetui neben sich liegen, und ganz unauffällig hält er das Kartenpaket beim Geben so, daß er die gezogenen Karten im Spiegelbild sehen kann. Ebenso geht es bei Silber- oder Glastablets, die auch die Eigenschaft haben, die Karten widerzuspiegeln.



Beim „Glissieren“. Der Vorgang beim Trick ist übertrieben dargestellt. Die Finger der linken Hand haben Pik-Zehn vom Kartenpaket etwas zurückgeschoben, so daß mit der rechten Hand die darüberliegenden Karten gezogen werden können. Im passenden Augenblick schiebt der Kleinfinger der linken Hand die Pik-Zehn wieder richtig unter das Paket.

Besonders vorsichtig müssen Sie sein, wenn im Raum ein Wandspiegel steht. Lassen Sie sich ja nicht so an den Tisch praktizieren, daß Ihr Gegenüber Ihre Karten im Spiegel hinter Ihnen erkennen kann. Auch

Brillenträger

sollten sehr vorsichtig sein. Auch ihre Karten sind bei gewisser Haltung im Brillenglas zu erkennen. Ich werde nie vergessen, als ich in jungen Jahren in einem Dortmunder Krankenhaus war und im Kartenspiel mein erstes Lehrgeld bezahlte. Wir spielten „Siebzehn und Vier“. Ich hatte es bald heraus und steckte anfangs auch einige Gröschelchen ein. Dann war es aber vorbei. Jeden Tag versuchte ich mein Glück aufs neue. Immer vergebens. Bis mir eines Tages ein freundlicher älterer Herr, ich weiß noch, es war eine „Gallenoperation“, riet, mich nicht mehr mit dem Rücken zum Fenster zu setzen. Ich hatte ihm wohl leid getan, als mich die schrägen Vögel immer wieder auf denselben Stuhl setzten und nach geraumer Zeit das Oberlichtfenster öffneten, in dem klar und deutlich meine Karten zu erkennen waren.

Damals habe ich — angeregt durch mein Lehrgeld — begonnen, mich für Falschspielertricks zu interessieren. Bald nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus hatte ich wieder ein Erlebnis, das mir zeigte, daß ich auf dem richtigen Wege war. Ich fuhr mit der Eisenbahn von Dortmund nach Düsseldorf. Im Abteil saßen in einer Ecke drei Gestalten, denen man ansehen konnte, daß sie vom Viehmarkt kamen. Ein Mantel wurde über den Knien ausgebreitet, und auf gings zum Dreimännerskat. Das Spiel ging um blanke Silberlinge; der Fachmann sagt, es wurde

„Einmarksskat“

gespielt. Nach kurzer Zeit hörte einer der Spieler auf, offenbar, nachdem man gesehen hatte, daß ich mich für das Spiel interessierte. Man fragte, ob ich mitspielen wolle und wie weit ich denn führe. Vorsichtshalber gab ich als Reiseziel Köln und nicht Düsseldorf an, wohin ich in Wirklichkeit fahren wollte. Ich hatte richtig kalkuliert. Man ließ mich zunächst gewinnen. Ich hatte schon ein kleines Häufchen Geld in die Tasche gesteckt, als prompt meine Verlierertour begann, und, wie ich bald bemerkte, weil die beiden Herrn Mitspieler mich durch Zusammenspiel mit den verdeckten Knien ganz schön übers Ohr hauten. Bis Köln sollte mein bereits erzielter Gewinn und darüber hinaus meine Barschaft den Besitzer gewechselt haben. Da kam wie ein rettender Engel der Bahnhof Düsseldorf. Mit einem freundlichen Gruß konnte ich schnellstens das Weite suchen und mit meinem Gewinn in der Tasche die betrogenen Betrüger mit verdutzten Gesichtern zurücklassen.

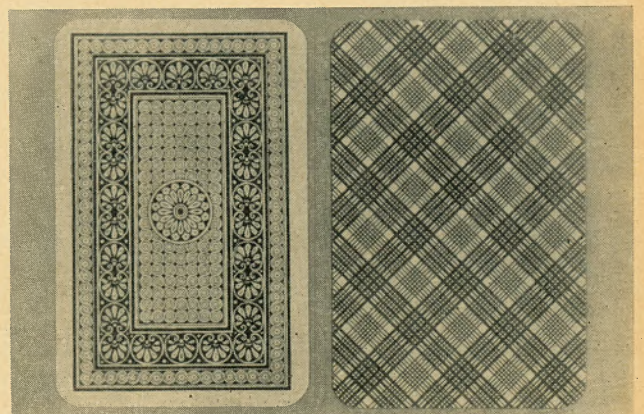
Meine freundlichen Mitreisenden hatten mich mit der sogenannten unterirdischen Tour, auch

„Kellerarbeit“

genannt, fertigmachen wollen. Mit diesem Fachausdruck bezeichnet man alle betrügerischen Manipulationen, die unterhalb der Tischplatte vor sich gehen. Das kann durch Zeichengeben mit den Knien, den Beinen oder Füßen, aber auch durch Tricks mit den Karten auf dem Schoß oder in der Tasche des Betrügers geschehen. Im letzten Falle besteht allerdings immer ein großes Risiko für den Falschspieler, da er gegebenenfalls durch Beweismittel zu überführen ist. In der Hauptsache wird so „gearbeitet“, daß sich der Zocker eine oder mehrere Karten, die er braucht, auf irgendeinem Wege vom Kartenpaket stiehlt. Der Falschspieler braucht hierbei meist Deckung, die von dicht um ihn stehenden Kiebitzen gegeben wird. Beim Zusammenschieben der Karten legt er einen Augenblick seine Hand über das Paket und hat dann die gewünschte Karte in der hohlen Hand. Mit diesen Reservekarten operiert er später. Vielfach werden sie auch in die Tasche gesteckt und im richtigen Augenblick wieder hervorgeholt. Ganz Freche lassen die Karten auch beim Zusammenschieben auf die Knie rutschen und dort liegen, bis sie gebraucht werden. Auch unter die Tischplatte werden sie bisweilen geschoben.

So, das soll genug sein des grausamen falschen Spiels! Und wenn ich Ihnen zum Schluß einen guten Rat geben darf: Immer wachsam sein, nicht fertigmachen lassen, nicht mit Fremden spielen, am besten überhaupt nicht um größere Geldbeträge! Gehen Sie dafür lieber mal mit der Mutti aus und trinken mit ihr ein freundliches Helles! Na, denn Prost!

Eine Karte mit weißem Rand und eine Karte mit Schottenmuster. Die Karten mit weißem Rand haben alle dasselbe Aussehen, deshalb keine Betrugsmöglichkeit



Als die Sonne aus dem silbergrauen Wasser auftauchte, lag die Küste der Insel — kaum wahrnehmbar — vor uns. Nur die Griechen befahren dreimal in der Woche die Linie Brindisi—Corfou—Patras. Italienische Schiffe laufen nur in größeren Abständen von Venedig aus Corfou an, und die Jugoslawen sind in diesen Breiten noch seltener zu finden.

Elf Stunden dauert die Überfahrt von Brindisi nach Corfou, nochmals elf Stunden die Weiterreise nach Patras. Wer aber glaubt, für die Hälfte der Fahrt auch den halben Preis zahlen zu können, hat sich getäuscht. Man legt in Athen offenbar wenig Wert darauf, daß viele Touristen auf dieser Insel verweilen, was im Gegensatz zu den Bemühungen der Fremdenverkehrsorgane von Corfou steht.

Elf Dollar zahlt man für die Deckklasse ohne Verpflegung und ohne Bett von Brindisi nach Corfou oder Patras. Für eine Kabine 1. Klasse muß man sogar 46 Dollar, etwa 193 DM, entrichten. Wenn man den Ankündigungen der Reedereiprospekte vollen Glauben schenken könnte, müßte eines der drei Schiffe dieser Linie das „schnellste

CORFOU

und modernste“ Schiff des Mittelmeeres sein. Das sieht man jedoch dem erst 1952 in Dienst gestellten Schiff nicht an. Die Matrosen sind in ihrem Zivil kaum von den Passagieren des Zwischendecks zu unterscheiden. Die sanitär-hygienischen Verhältnisse an Bord entsprechen nur in der 1. und 2. Klasse unseren mitteleuropäischen Vorstellungen.

So geläutert, enttäuscht oder aufgeregt schwimmt man nun in der Morgensonne den Gestaden Corfous entgegen. Felsige, steil abfallende Küste wechselt ab mit sanft ansteigenden Uferstreifen, graubrauner Fels mit sandigem Strand und üppig-grünem Hinterland. In großem Bogen geht es um die Südspitze des Eilandes nach Norden, in die Straße von Corfou. Die nördliche, reichlich 2 km breite Durchfahrt zwischen der Insel und dem Festland haben die Albaner, von denen die gegenüberliegende Küste besetzt ist, schon seit Jahren gesperrt. Sie zögern nicht, mit ihren Küstenbatterien ihren Anordnungen Gewicht zu verleihen. Sogar englische Kriegsschiffe mußten sich vor einigen Jahren davon überzeugen.

Kerkyra — Stadt zwischen zwei Hügeln

Hinter hochaufragenden Mauern der alten venezianischen Festung liegen Stadt und Hafen von Corfou, die den gleichen Namen tragen wie die Insel. Ein kleiner Hafen tut sich auf, zur Rechten gesäumt von einer zweiten Festung aus der napoleonischen Besatzungszeit. „Zweihügelstadt“ nannten die Byzantiner die Hauptstadt der Insel wegen ihrer Felshöhen, auf denen später die mächtigen Festungsbauten errichtet wurden. Aus dem griechischen Wort „Koryphä“ (Mehrzahl von Hügel) wurde schließlich Corfou.

Noch ist das Hafenbecken zu flach, die größeren Schiffe booten daher einige Hundert Meter vor der Mole ihre Passagiere aus. Vertreter offenbar aller in der Stadt vorhandenen Hotels und Herbergen überschütten die An-



Von Kanonii aus sieht man die buchtenreiche Küste der Insel Coriou vor sich ausgebreitet liegen. Eine Reihe von kleinen Inseln sind dieser Küste vorgelagert, wie hier das Eiland „Wlacherna“ mit dem jetzt verlassenen Kloster. Bei Sonnenuntergang aber läuten die Glocken noch — mit hellem Klang und so eigenartig schnell —, als wollten sie Gefahr

oder Feuer anzeigen. — Nur wenige Hundert Meter weiter ab ragt „Pontekonissi“ — die Mausinsel — aus dem tiefblauen Wasser. Zwischen dunkelgrünen Zypressen leuchtet die weiße Kuppel einer byzantinischen Kapelle

Alle Fotos: Schwarz



Mit Stolz und Anmut trägt die junge Corliotin ihre Brauttracht: ein weiter, langer Seidenbrokatrock mit weißer Seidenschürze und weißer Leinenbluse mit Spitzeneinsatz. Darüber wird ein dunkelrotes Samtjäckchen, mit Goldfäden bestickt, gezogen. Über den kleinen Hut fällt ein Spitzenschleier

schäfte für Textil- und Lederwaren, Haushaltsartikel, Möbel und Metallwaren verrät dagegen eine noch recht bescheidene Auswahl. Das Angebot in diesen oft altertümlichen, basarähnlichen Läden erinnert uns manchmal an die Zeiten vor der Währungsreform. Besonders altmodisch erscheinen die Möbel, vor allem Bettgestelle, auch die Spiegel und Bilderrahmen. Überreiches Dekor, verchromte Zierleisten, Ornamente und Schnörkel erwecken den Eindruck, daß der Produzent im Jugendstil stehengeblieben ist.

Urlaubsparadies 1958

Will man längere Zeit auf der Insel verweilen, ist es ratsam, seine Unterkunft sehr sorgfältig zu wählen, sofern man sich nicht von unliebsamen Überraschungen seine Urlaubstage verleiden lassen will. In wenigen Häusern ist die Einrichtung noch dem wilhelminischen Zeitalter angepaßt. Die ersten Hotels sind jedoch sehr modern eingerichtet und hinterlassen einen gepflegten, sehr sauberen Eindruck. Das Personal ist entgegenkommend und aufmerksam. Mit Marshallplangeldern, die, dem Aufwand nach zu urteilen, nicht gering gewesen sind, wurde vor einiger Zeit das neue Palace-Hotel in Betrieb genommen. Für 200 Drs. (30 DM) Tagespension läßt es sich hier schon aushalten. Aber auch andere, zum Teil ebenfalls neu-erbaute Hotels bieten für wesentlich geringere Preise ausgezeichnete Unterkunft. Während man in einem anderen Luxushotel bereits für 55 Drs. (8,30 DM) ein erstklassiges, modernes Zimmer erhält, kann man sich in einem viertklassigen Haus für 22 Drs. (3,30 DM) für eine Nacht niederlassen. Auch in den ersten Hotels sind die Preise

Idyllischer Ruhesitz Kaiserin Elisabeths von Österreich und Kaiser Wilhelms II. Von der Terrasse des Achilleion blickt man zwischen Zypressen hindurch über grüne Oliven- und Orangenhaine hinweg auf das Meer. Tiefer Friede herrscht hier oben, den die wenigen Touristen nicht stören

kommen mit ihren Angeboten. Zwei Dutzend Taxis, etwa die gleiche Anzahl von Pferdekutschen, einige Polizisten, Soldaten, eine Reihe von Gepäckträgern, zwei Andenkenverkäufer und einige Hundert Schaulustige haben sich eingefunden, um an dem sich alle zwei oder drei Tage wiederholenden Schauspiel der Ausschiffung teilzuhaben. Ehe wir uns versehen, sind unsere Koffer auf dem vorderen Sitz eines aus dem Jahre 1925 stammenden offenen Ford verstaut. Für zehn Drachmen (etwa 1,50 DM) werden wir nun durch die Stadt, oft durch tiefe Schlaglöcher oder in beängstigendem Tempo haarscharf an der steil zum Meer abfallenden Straßenseite entlang zum Hotel geschaukelt. Auch ein paar neue amerikanische Luxuswagen, die als Taxi ihren Dienst versehen, hätten die Strecke nicht in kürzerer Zeit zurücklegen können. Schon jetzt gewinnt man den Eindruck, daß die 40 000 Bewohner ernsthaft bemüht sind, ihre Stadt peinlich sauberzuhalten. Auch bei späteren Streifzügen durch enge Gassen und über winklige Treppen finden wir dies immer wieder bestätigt.

Vieles zu sehen — wenig zu kaufen

Man ist auch überrascht, wie sauber und modern manche Geschäfte, vor allem Lebensmittelgeschäfte, aussehen und wie vielseitig das Warenangebot ist. Neben amerikanischen Schinkenkonserven liegen Büchsen mit Olsardinen aus Portugal und Jugoslawien und Käse aus Oberbayern. Hier werden die vielfältigen Handelsbeziehungen der Insel und ihres Mutterlandes offenbar. Ein Blick in Ge-



für Getränke und Speisen keineswegs übertrieben. In dem Luxushotel Astir zahlt der verwöhnte Gast für ein Schinkenomelett 1,80 DM, und für Hummer-Mayonnaise 2,85 DM. Wer es vorzieht, außerhalb der Stadt unterzukommen, kann mit geringeren Preisen rechnen, die in vielen Fällen jedoch eine wesentliche Einschränkung des Komforts bedeuten.

Überall auf dem Lande kann man für Pfennige bereits ausgezeichnet speisen. In den kleinen Tavernen am Meer bekommt man in Dassia, Perama oder in Benitses für 0,30 DM einen großen Teller Spaghetti vorgesetzt, für 1,20 DM Hummer-Mayonnaise und für 0,60 DM einen Liter würzigen, süßigen Landwein.

Der Landessitte nach wird das Abendessen in den Restaurants und Hotels erst nach 21 Uhr serviert. Für den Fremden ist es nicht ganz einfach, sich in den handgeschriebenen, in Neugriechisch abgefaßten Speisekarten zurechtzufinden. Wer seinen Sprachkünsten nicht recht traut, kann sich ruhig in die Küche führen lassen. Man wird ihn bereitwillig in alle Töpfe schauen lassen, um sich selbst ein Menü zusammenzustellen.

Armut, mit Würde getragen

Die Zurückhaltung und die Scheu, mit der oft ein Trinkgeld entgegengenommen wird, haben uns stutzig gemacht. Wir hatten nicht bedacht, daß der Wert eines bei uns üblichen Trinkgeldes hier viel größer ist, entsprechend dem tieferen Lebensstandard. Vergleicht man deutsche Lebensverhältnisse mit denen der Insel, dann stellt man fest, daß Lebensmittel und viele Konsumgüter um die Hälfte billi-

„Hier findet man täglich frische Langusten“, hat der Besitzer dieser Taverne auf seine Speisetafel geschrieben. Und eine Portion frischer Langusten kostet nur 9 Drachmen, also 1,35 DM. 43 verschiedene Getränke und Speisen bietet er seinen Gästen an, die den besten Strand der Insel, in Dassia, nur 12 km nördlich von der Stadt Corfou, zum Baden aufsuchen. Die meisten Touristen sind Franzosen, deshalb hat er seine hölzerne Speisekarte auch in Französisch abgefaßt



Im Hafen von Corfou findet man sich schnell zu einem Lied zusammen: junge Burschen, Fischer und Soldaten. Und dann erklingen rhythmische Volkslieder, begleitet von den hohen, fast schrillen geigenähnlichen Tönen der alten Lyra

ger sind. Ausgesprochen hochwertige Artikel, z. B. elektrotechnische und feinmechanische Erzeugnisse, Werkzeuge und Maschinen jedoch zu höheren Preisen angeboten werden als bei uns. Importgüter, z. B. Rundfunkgeräte, Kühlschränke oder Motorroller, sind durch sehr hohe Zoll- und Frachtsätze für die Allgemeinheit kaum zu erschwingen. Der niedrige Lebensstandard ist bedingt durch mangelhafte Lohnverhältnisse. So ist die Genügsamkeit der Bewohner verständlich. Dunkles, lockergebackenes Schwarzbrot ist eines der Hauptnahrungsmittel. Runder „Kuchen“, belegt mit Kartoffelscheiben, Zwiebeln und gurkenähnlichen Früchten, genannt Cuchetti, mit Öl bestrichen, gesalzen und gebacken, ist an vielen Tagen das Hauptgericht kinderreicher Familien. Ebenso beliebt ist Fisch mit Knoblauchsoße mit dem klingenden Namen Scordalia. Knoblauch scheint sich allgemeiner Beliebtheit zu erfreuen. In Restaurants und ... im Autobus findet man diese Annahme bestätigt. Die Corfioten wollen offenbar sehr alt werden.

Wir kommen öfter an einem Kaffeehaus vorüber. Zu jeder Tageszeit sitzen hier viele alte und junge Männer bei einem Kaffee, einem Quozo, einem sehr scharfen Anischnaps, der mit Soda verdünnt getrunken wird, oder bei Gingerbirra, einer säuerlichen Limonade, und verbringen mit stundenlanger Unterhaltung ihre Zeit. Welchen Beruf sie ausüben, der es ihnen erlaubt, längere Zeit nichts zu tun, haben wir nicht erfahren. Aber für viele arbeiten ihre Frauen, und das gilt keineswegs als unschicklich. Zwischen 13 und 17 Uhr sind die Restaurants, Geschäfte

und die Fensterläden der Wohnhäuser geschlossen. Die Autobuslinien stellen den Verkehr ein.

Immer umstritten — immer begehrt

Bis in die Mythologie zurück reicht die Erwähnung Corfous. In Homers Odyssee wird Corfou „Insel der Phäaken“ genannt. Mit der Kolonisation der Korinther (743 v. Chr.) begann ihre Blüte- und Leidenszeit. 60 dreiruderige Galeeren rüstete Corfou schon im Perserkrieg aus. Die Zahl der gegenwärtig dort stationierten Marineeinheiten dürfte aber geringer sein. Für Jahrzehnte oder Jahrhunderte waren Byzanz, die Sizilianer, Venedig, Epirus, Anjou, die Türken, Franzosen und Engländer die Herren der Insel. 1864 kehrte sie zum Mutterland zurück. Aber immer noch lockte sie fremde Eroberer an. Für wenige Wochen rückten nach den Alliierten im ersten Weltkrieg die Italiener 1923 in Corfou ein. Im November 1940 landeten sie nach heftigem Bombardement erneut. Ihnen folgten im September 1943 die Deutschen, bis schließlich die Alliierten mit dem 40. Königlich-Britischen Marinekommando im Oktober 1944 die Herrschaft antraten, um sie nach vier Monaten in die Hände der griechischen Regierung zurückzulegen.

Corfou braucht Touristen

Der Präfekt, die Bürgermeister der Stadt und der 104 Gemeinden, die Parteien, Athen und Washington bemühen sich redlich, die Insel einer neuen, besseren Zukunft entgegenzuführen. Die politischen Meinungen — die kommunistische Partei ist verboten — prallen manchmal hart

aufeinander. Die Lösung wirtschaftlicher und sozialer Probleme steht im Vordergrund. Das Straßennetz wartet dringend auf einen Ausbau, ebenso der Hafen. Die Schiffe der großen Schifffahrtslinien laufen Corfou noch nicht wieder an. Sie brachten früher viele Touristen ins Land. Aus dem Reiseziel der großen Welt ist daher eine schlafende Insel geworden. Das Achilleion, einst Ruheort der Kaiserin Elisabeth von Österreich und Kaiser Wilhelms II., liegt verlassen. Der Eingang zur Villa Mimbelli ist wieder versperrt, nachdem das griechische Königspaar abgereist ist. Verschlungen ist auch „Mon Repos“, der Sitz der englischen Hohen Kommissare, Aufenthaltsort des englischen Königs Georg I. und später des Herzogs Philip Mountbatten. In den großen Parks entfaltet sich, wie fast überall, eine üppige Vegetation. Zwischen hohen Magnoliabäumen blühen die Palmen, wuchern hellrote Oleanderbüsche, entfalten sich feuerrote Hibiskusblüten. Von jenen, mit Sorgfalt gewählten Flecken schweift der Blick über die grüne Märcheninsel, über langsam verfallende Terrassen hinweg, auf denen früher Europas Hochadel lustwandelte. Weit nach Norden und Süden kann man schauen. Über Olivenhaine und Orangenplantagen hinweg, zwischen Zitronenbäumen und Zypressen schaut man hinab auf das tiefblaue Meer. Verlassen liegen malerische Küstenstreifen, Tavernenbesitzer und Hoteliers warten auf die Touristen aus der Alten und Neuen Welt, die ihnen und der Insel eine hoffnungsvolle Zukunft bereiten sollen. Bei der Geschäftstüchtigkeit der Griechen, die sogar die Armenier überbieten sollen, dürfte das nur noch eine Frage der Zeit sein.

— Schw. —



Hoch über dem Meer, auf weißleuchtenden Kalksteinfelsen, liegt das kleine Monastir Paleokastritsa. In dem winzigen Klostergarten findet sich — trotz sengender Mittagshitze — immer noch ein schattiges Plätzchen für den 84-jährigen Alten. Seit 60 Jahren lebt er hinter den weißen Mauern. Mit Würde und Freundlichkeit empfängt er die Fremden, die den Weg hier hinauf gefunden haben, und überreicht allen Frauen, die dieses kleine Kloster besuchen, lächelnd einen kleinen, wohlriechenden Blumenstrauß



Mit dem Fährboot geht es von Corfou in dreistündiger Fahrt hinüber an das griechische Festland und von dort in mehrstündiger Fahrt mit dem Bus nach Ioannina, der Provinzhauptstadt mitten im Pindusgebirge. Bis 1923 war diese Stadt von reichlich 30 000 Einwohnern türkisch. Die Moscheen mit ihren weißen Minaretts und die zahlreichen Haremsfenster in den engen Gassen der Altstadt und des malerischen, orientalisches anmutenden Basars erinnern an diese Zeit

Ein warmes Bad für den Ritter Parsival!

Die Geschichte der Sauberkeit ist so alt wie die Völker selbst. Bereits bei den alten Ägyptern verstand es die holde Weiblichkeit, mit Essenzen, Salben und Duftwassern umzugehen und die Vorzüge eines Bades in reiner Ziegenmilch zu preisen. Die öffentliche Gesundheitspflege der Inder, Perser und Hebräer führte — obgleich noch nicht als zusammenhängendes Ganzes zu verstehen — schon vor Jahrtausenden zu erstaunlichen Maßnahmen und Einrichtungen. So fordert z. B. Moses in seinen Schriften vor jeder religiösen Handlung ein gründliches Waschen des Körpers. Und Homer meint, daß das Baden jede außergewöhnliche Gemütsverfassung beseitigen könnte.

Bei den Griechen galt das tägliche Bad und besonders das „nervenstärkende“ kalte Duschen als Grundlage der Gesundheits- und Körperpflege. Sie kannten schon Wannenbäder, Schwimmbäder und warme Mineralquellen, die sogenannten

Wildbäder. Eines dieser Wildbäder kennen wir heute noch, es ist Adephos auf Euböa.

Einen besonderen Höhepunkt in der Geschichte der Sauberkeit gab es in der Römerzeit, als Kaiser Augustus lebte. Zum Baden in den Thermen trafen sich täglich der Kaiser selbst, der Adel sowie die einfachen Sackträger der Straße, die Redner und Philosophen. Zu den prunkvollen Badehäusern, deren Kuppelbau unter anderem mit vergoldeten Bronzeziegeln gedeckt war, gehörten große Gartenanlagen, Theaterbühnen, Wandelgänge und Spielplätze. In den um 320 n. Chr. errichteten Thermen Diocletians konnten 3200 Menschen zur gleichen Zeit baden, 2000 Marmorsessel luden dazu ein, den Wasserkünsten und Theateraufführungen zuzuschauen, indessen Gelehrte sich, im Wasser sitzend, vorlesen ließen und mitunter auch dortselbst diktierten. Das Baden bedeutete hier mehr

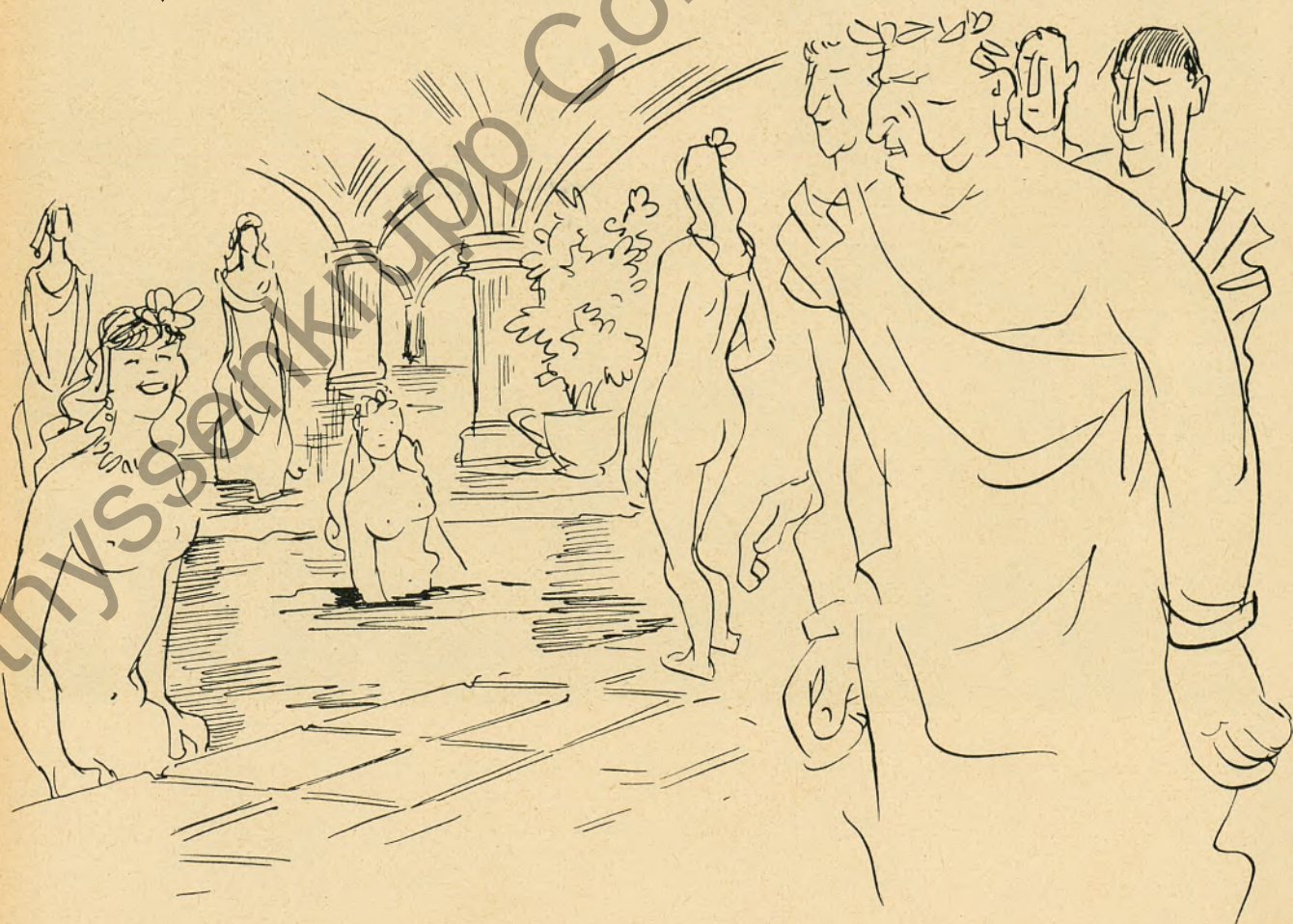
als nur die Reinigung des Körpers, es war zugleich eine Erquickung der Seele und ein dominierender Faktor des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit.

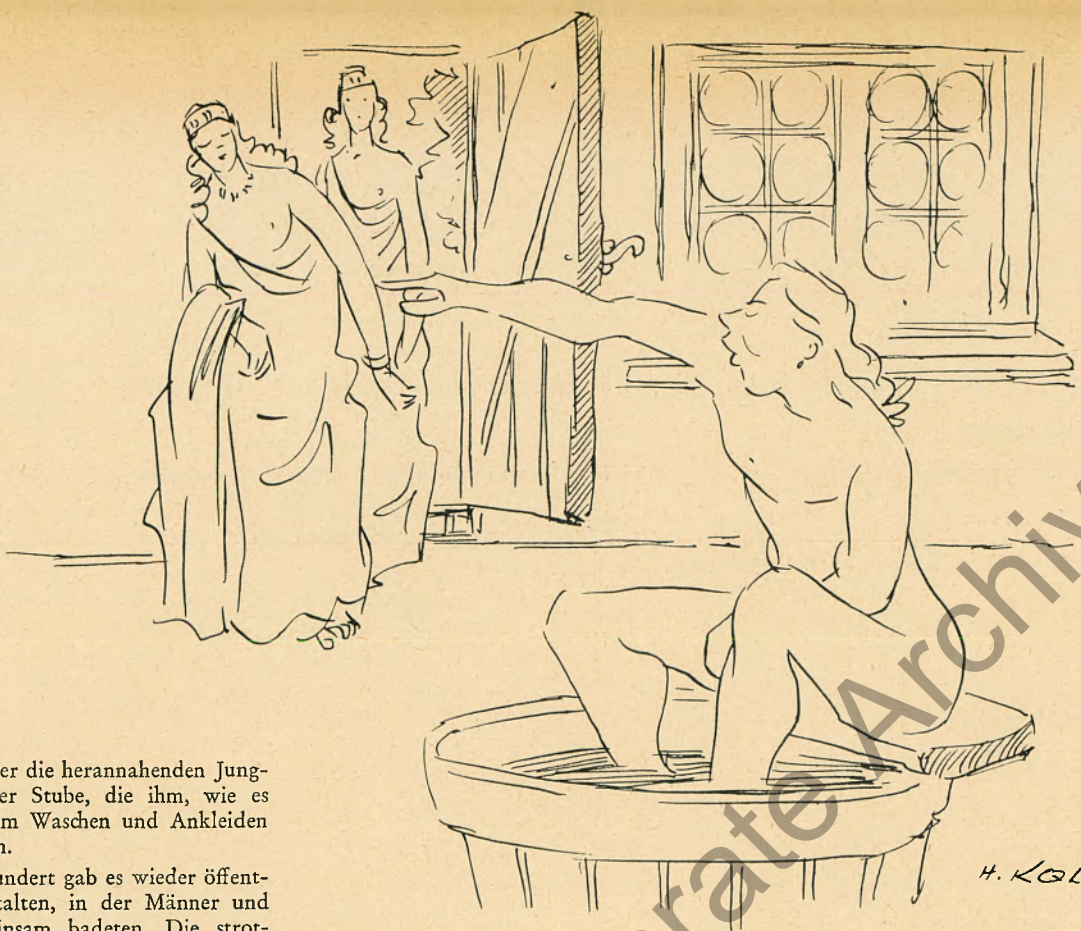
Im frühen Mittelalter dagegen begnügte man sich mit dem Waschen oder Baden in soliden hölzernen Kufen mit selbstbereiteter Seife. Jedoch besaß man nicht selten in den stolzen Ritterburgen saubere Badestuben, die außer der Herrschaft auch den Gästen und vorbeiziehenden Rittersn zur Verfügung standen.

Sind es in der Antike die bildlich dargestellten Badeszenen auf den formvollendeten Vasen und bei den Römern die prunkvollen Kolossalbauten, die uns Kunde von den Badesitten geben, so sind es im Mittelalter die schönen Sagen und Heldengedichte aus der Minnesängerzeit.

Viele kleine amüsante Geschichten

um die Sauberkeit haben sich bis heute erhalten. So war es im Mittelalter Sitte, daß nur der den Ritterschlag erhalten konnte, der sich vorher einem gründlichen Bad unterzogen hatte. Der junge Ritter Parsival, mit seiner Mutter Herzleid im Walde aufgewachsen, gelangte einmal nach langer Reise auf die Burg des alten Gurnemanz. Dieser läßt ihm gleich ein warmes Bad bereiten, bestreut mit duftenden Rosenblättern. Schon in der Kufe sitzend, wies der keusche, un-





erfahrene Ritter die herannahenden Jungfrauen aus der Stube, die ihm, wie es Sitte war, beim Waschen und Ankleiden helfen wollten.

Im 14. Jahrhundert gab es wieder öffentliche Badeanstalten, in der Männer und Frauen gemeinsam badeten. Die strotzende Lebenslust und Spielleidenschaft in den Bädern lassen wieder an die Zeiten in Rom denken. — In der Renaissance dagegen wurde das Baden im eigenen Hause wieder gepflegt. Bald durfte in keinem Herrenhause oder Palast eine prunkvolle Badestube fehlen. Sie besaßen alle technischen Bequemlichkeiten jener Zeit und waren mit den luxuriösesten Dekorationen und gärtnerischem Schmuck ausgestattet. Auch auf das Händewaschen legte man großen Wert. Daher gossen Diener, wenn alle Gäste Platz genommen hatten, Wasser aus kunstvoll gearbeiteten Kannen über die Hände der Anwesenden in mit Edelsteinen verzierte Schalen. Man erzählt, daß Graf Lichtenstein einmal bei einem Festessen darum bat, das Wasser trinken zu dürfen, mit dem seine Liebste sich die Hände wusch. Nicht sehr hygienisch, aber dennoch historisch.

Doch war solche Reinlichkeit bei den Frommen im Mittelalter nicht immer ganz so hoch angeschrieben. Die hl. Elisabeth z. B. hielt nicht sehr viel davon. Als sie es einmal nach langem Zureden wagte, einen Moment mit der großen Zehe im Wasser zu plätschern, versicherte sie, daß nun das Bad beendet sei und daß sie es bereue, auch nur einen Augenblick so weltlich gesinnt gewesen zu sein.

Haben sich auch manche Heiligen nicht von der Notwendigkeit eines Bades überzeugen lassen und wurde auch im 4. Jahrhundert das Baden vom hl. Hieronimus gänzlich untersagt, so blieben das doch Ausnahmen. Es steht aber fest, daß die Menschen seit eh und je — dem Geist und dem Geschmack der Zeit entsprechend — viel für ihre Sauberkeit und Körperpflege getan haben.



Etwas

über den blauen Dunst

Die Meinungen über das Rauchen und die Frage, ob Rauchen schädlich ist, gehen weit auseinander. Es ist das oft eine Frage des Standpunktes. Der Zigarettenfabrikant, ein Arzt, ein leidenschaftlicher Raucher, ein überzeugter Nichtraucher oder die besorgte, nichtrauchende Frau eines Kettenrauchers werden wohl kaum zu einer einheitlichen Meinung kommen. Ebenso wenig stimmen die Antworten überein, wenn man Rauchern die Frage stellt, warum sie eigentlich rauchen: „Um die Nerven zu beruhigen“, „um mich anzuregen“, „aus Langeweile“, „anderen zur Gesellschaft“, „weil ich nicht davon lassen kann“ usw. Mannigfache Gründe — häufig sehr gegensätzlicher Art.

Wenn man sich einmal frei macht von dem, was man gerne wahrhaben möchte und von dem Angebot und der Reklame der Industrie, die ja doch zunächst der Steigerung des Umsatzes und nicht dem Wohl des Käufers dient, so gibt es einige Tatsachen, die heute nicht mehr bestritten werden können und die zu denken geben sollten.

1. Der Konsum von Tabak, vor allem an Zigaretten, steigt ständig. In der Bundesrepublik in den letzten Jahren jeweils um 10 %. In England hat sich der Zigarettenverbrauch in den letzten 20 Jahren verfünffacht. Bei uns kommen auf den Kopf der Gesamtbevölkerung im Jahr 880 Zigaretten; hierbei muß man berücksichtigen, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung (z. B. Kinder, Frauen) ja zu den Nichtrauchern gehören.
2. Das, was das Rauchen so reizvoll macht, was wirksam ist, ist das Nikotin, ein starkes Gift, das an den Gefäßen auf dem Umweg über feinste Nervenendigungen angreift und einen Gefäßkrampf erzeugt. An jugendlichen Rauchern ist das meßbar. Die Hauttemperatur sinkt an den Beinen nach dem Rauchen um etwa 3 Grad ab. Die aufgenommene Nikotinmenge ist bei Filterzigaretten nur wenig geringer.

3. Die Giftwirkung am Gefäßsystem macht sich nicht nur an den Gefäßen der Arme und Beine bemerkbar, sondern auch an den Herzkranzgefäßen. Es ist statistisch sicher, daß starke Raucher häufiger an plötzlichem Herztod — der berüchtigten Managerkrankheit — sterben als Nichtraucher oder gelegentliche Raucher.
4. Bei der bei einer Temperatur von 700 Grad erfolgenden Verbrennung der Zigarette entstehen Giftstoffe — Tabakteer, aromatische Kohlenwasserstoffe —, die einen starken Reiz auf die Schleimhäute ausüben. Krebserkrankungen an der sogenannten „Raucherstraße“ — Lippe, Zunge, Rachen, Kehlkopf, Bronchien und Lunge — sind bei Rauchern fünfmal häufiger als bei Nichtrauchern. Der Lungenkrebs ist heute der häufigste Krebs bei Männern. Früher war es der Magenkrebs. Von den Männern, die an Lungenkrebs erkranken, sind etwa 90 % starke und stärkste Raucher. Die Verbrennungsprodukte einer Zigarette sind also krebserregend; mit ihnen kann man im Tierexperiment an Mäusen echten Krebs erzeugen.
5. Wer das Rauchen nicht lassen kann, ist süchtig. Es hat also jeder die Beweisführung in der Hand, ob er süchtig ist oder nicht. Wer es nicht ist, kann schlagartig für kürzere oder längere Zeit gänzlich darauf verzichten.
6. Rauchen und Rauchen ist ein großer Unterschied. Wer sich am Feierabend eine gute Zigarre oder gelegentlich eine Pfeife ansteckt und sie mit Genuß raucht, ist viel vernünftiger als der süchtige Zigarettenraucher, der am Tag seine 15 oder 20 Zigaretten und mehr hastig raucht und dabei inhaliert. Rauchen zur Beruhigung der Nerven ist eine ausgesprochene Unsitte und hat mit Genuß nichts mehr zu tun.
7. Denn Tabak und Alkohol sind echte Genußmittel. Und da der Genuß und die Freude ebenso zum Leben gehören wie Trauer und Leid, warum sollte man da nicht auch genießen? Aber es ist ein Unterschied zwischen Genuß und Sucht. Diesen Unterschied sollte man beachten, man sollte die Grenze kennen.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, aus allen Rauchern Nichtraucher zu machen. Da man in Fragen der Gesundheit und ihrer Erhaltung selbst entscheidet, sollte jeder Mensch wissen, was er tut und welcher Gefahr er sich bei einem übermäßigen Genuß aussetzt.

Auch an das schlechte Beispiel, das die Älteren als Erziehungsberechtigte Kindern gegenüber abgeben, sollte gedacht werden.

Als Arzt ist man häufiger in der Lage, unbequeme Wahrheiten zu sagen als ein auf Umsatzsteigerung bedachter Fabrikant oder Verkäufer von Genußmitteln.

Wer sich aus Einsicht oder deshalb, weil es der Arzt für unbedingt geboten hält, daß Rauchen abgewöhnen will oder muß, soll wissen, daß zu diesem Vorhaben vor allem Energie gehört. Es geht nur in der sich selbst gegenüber rücksichtslosen Form: Das Rauchen von heute auf morgen plötzlich einstellen.

Zu diesem Kapitel ließe sich noch vieles sagen, es sind sogar schon Bücher darüber geschrieben worden. — Dieses wäre nur das Wesentlichste in Kürze. Dr. Schauwecker

Das Rätsel

Lösungen aus dem Juliheft

Lösung des magischen Quadrates

1. Omega, 2. Moral, 3. Ernst, 4. Gasse, 5. Alter.

Lösung des Zerlegerätsels

1. Schneide, 2. Trommel, 3. Villach, 4. Brett, 5. Bonn.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Waagrecht: 1. Gewerbe, 7. Almeria, 13. Eta, 14. irr, 15. Hai, 16. Ast, 17. Westfalenhütte, 21. AFN, 22. Ost, 23. Nest, 26. Amen, 29. Diaz, 30. Yonne, 33. Gero, 34. Ester, 36. Dee, 37. Zenit, 38. Ali, 39. IRO, 40. flugs, 43. LAG, 45. Onega, 49. Rune, 50. Golem, 52. Ader, 53. Egge, 54. Reni, 55. Spa, 57. nie, 59. Teutoburger Wald, 66. ach, 67. let, 68. Aga, 69. Man, 70. Germane, 71. Rendite.

Senkrecht: 1. Gewinde, 2. ete, 3. was, 4. Riff, 5. Brandy, 6. Erl, 7. Ahn, 8. Lahore, 9. Mius, 10. Rat, 11. ist, 12. Atemnot, 18. Tatze, 19. Ebene, 20. Etage, 24. Eis, 25. Satzung, 27. Mengede, 28. Eri, 31. Odilo, 32. Neige, 35. Ras, 37. Zoo, 40. Freitag, 41. Lug, 42. Geest, 44. Alter, 46. Narew, 47. Gen, 48. Ariadne, 50. Graben, 51. Manege, 56. Pola, 58. Iran, 60. ECE, 61. Uhr, 62. Ute, 63. gar, 64. Ami, 65. Lat.

Silbenrätsel

(von Karl-Heinz Venzke, Thomaswerk)

Aus den Silben: a — bu — chry — de — der — din — do — dom — e — en — en — es — eu — feu — fund — ga — ge — go — i — i — ja — ka — kan — kir — korb — kunft — land — las — li — ma — man — man — me — mes — na — na — na — na — nanz — nau — ne — neu — nie — now — nus — nuss — o — pa — pfaff — ra — re — re — rei — reth — ro — ro — san — sas — schlag — se — ser — so — sol — tar — tat — tau — te — tel — ten — ter — the — ti — tik — un — wal — za — zan sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ergeben einen Sinnspruch. 1. Hochtal in der Schweiz, 2. weibl. Vorname, 3. Zugehörigkeit zu einer Nation, 4. Kleidungsstück, 5. Halbinsel im Nordwesten Amerikas, 6. bibl. Stadt, 7. Naturscheinung, 8. europäischer Strom, 9. Staatenbund, 10. Widerklang, Mitklang, 11. abendländische Geistesbewegung, etwa 1798—1830, 12. deutscher Bildhauer, gest. 1885,

13. Blume, 14. Stadt in Galizien, 15. Werkzeug, 16. Behausung, 17. Baumfrucht, 18. Geliebte des Tristan, 19. älteres Reiseutensil, 20. Kirchweih, 21. Erdteil, 22. Insel an der Nordostküste Amerikas, 23. Vogel, 24. Kletterpflanze, 25. Stadt in Japan, 26. Staat der USA, 27. südl. Teil des Schiefergebirges, 28. afrikanischer Storchenvogel.

Verwandlungsrätsel

E I D E R

- ... Reihe, Folge
... Ausdruck beim Schachspiel
... bekannter österreichischer Filmschauspieler

MOSEL

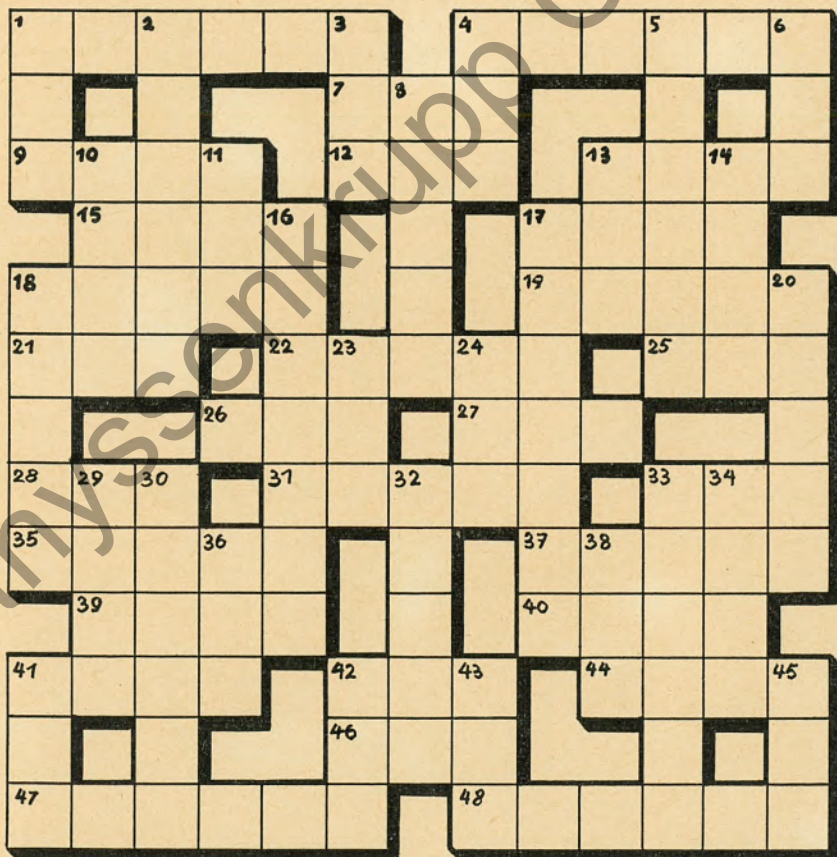
Wie kommt man am schnellsten von der EIDER an die MOSEL? Schüttelt man die Buchstaben des jeweiligen Vorwortes und wechselt dabei einen Buchstaben aus, so findet man die erforderlichen Zwischenwörter in der angegebenen Bedeutung.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Berg im Kaukasus; 4. Mittagsruhe; 7. Großmutter; 9. Teil des Fußes; 12. japanische Münzeinheit; 13. Heizmaterial; 15. brasilianischer Staat; 17. deutscher Schrift-

steller (1875—1955); 18. Prosadichtung; 19. die Lehre vom Licht; 21. Abkürzung für die Vereinigten Staaten von Amerika; 22. Ehrensitz für gekrönte Häupter; 25. skandinavische Münzeinheit; 26. Jakobs Frau; 27. bestimmter Artikel; 28. griechischer Buchstabe; 31. Strom in Afrika; 33. Fluß in Thüringen; 35. Verkaufsstätte; 37. deutscher Schriftsteller („Götter, Gräber und Gelehrte“); 39. Ansprache; 40. Querholz über zwei Pfählen, Teil des Barrens; 41. Teil des Rades; 42. italienischer weibl. Vorname; 44. Nebenfluß der Mosel; 46. Fett; 47. Singvogel; 48. zweisitziges Fahrrad.

Senkrecht: 1. Mineral; 2. Inselgruppe in Westindien (Landung von Kolumbus bei der Entdeckung Amerikas); 3. Schiffsnotruf; 4. polnischer Nebenfluß der Weichsel; 5. Rechnungsabzug, Preisnachlaß; 6. Kadaver; 8. Längenmaß; 10. Heldenlied, Heldendichtung; 11. rechter Nebenfluß des Arno; 13. Vorgebirge; 14. Teil des Beines; 16. Teil einer Radioanlage; 17. Alleinherrscher; 18. russische Münzeinheit; 20. gebogen, hakenförmig; 23. Raubfisch; 24. feierliches Gedicht; 29. Verpackungsgewicht; 30. Storchenvogel (niederdeutsch); 32. schöpferischer Mensch, Geistesgröße; 33. europäischer Staat; 34. buddhistischer Oberpriester; 36. Stadt in Geldern (Niederlande); 38. griechische Göttin der Morgenröte; 41. afrikanischer Strom; 42. amerikanischer Dichter (1809—1849, Schöpfer des Kriminalromans); 43. Stimmlage; 45. europäische Hauptstadt.



Der Hüttenkieber

Immer, eh' der Sommer schwindet,
macht man still für sich Bilanz.
Wer sie „ausgeglichen“ findet,
resigniert hat der wohl ganz.
Denn er leugnet alles Planen,
kühn erdacht bei Punsch und Wein,
als hehr die Silvesterglocken
läuteten das Jahr ihm ein.
Abstand nahm er von den Träumen,
leuchtend, himmelstürmend hoch ...
Wer soll die realisieren?
„Lotte, laß — es regnet doch!
Sieh nur, wie da wieder eine
Regenbö die andre zieht.
„Minus-Abschluß“! „Mensch, da kriegt man
Rheumatismus ins Gemüt!“
Fragst du einen, wie's ihm gehe,
grunzt er mißgelaunt dich an:
„Grad' so, wie's notwendig sein muß!“
(Halt doch auch die Klappe, Mann.)
Sinnst du, wie das Wetter werde,
schnauzt ein jeder: „Naß und kühl!“
Denn Erfahrung lehrt und Logik:
So was folgt, wenn's heute schwül.
Glaubt wer, daß sich's bessern kann?
Bessern kann sich's — aber wann?
Außerordentlich betrüblich
(ja, feststellen muß man's mal!)
Unterm ewigen Schlechtwetter
leidet sogar die Moral.
Unheimlich wie zu den Zeiten,
da wir wußten: „Feind hört mit“,
schleicht durch unsere Betriebe
ein Gespenst mit leisem Schritt,
unhörbar und ungesehen,
kennbar nur an seiner Spur:
Kisten aufgebrochen, Buden,
fehlend Zange, Hammer, Uhr ...
„Ach, mein Geld! Ha, Mörder, Diebe!!
Was sag ich nun meiner Frau?“
Wart', der Werkschutz wird dich fassen;
aber dann, Lohntütenklau!
Es war einmal ein braver Kumpel,
der fand eine, gab sie ab.
Oh, der wurde hoch gepriesen ...
Lang ist's her, daß sich's begab.
Dieser gute Mann, der stellte
sich's in seinem Geiste vor,
wie's ihm wäre, wenn er's wäre,
der die Lohntüte verlor:
Seine unbezahlten Raten,
sah er um sein Bett 'rumstehen,
Eisschrank sollte, Fernsehen, Foto
zurück zum Lieferanten gehn ...
Wer die Tüte klaut, bedenkt ja
solche Schicksalsschläge nicht.

Und daß die Beraubten hungern,
kümmert so was solchen Wicht?

Weh dem Diebe, der beklaut
seinen Kumpel, der ihm traut!

Um uns seelisch zu erheitern,
schalten innerlich wir um,
stellen uns mal ein auf Brüssel.
Dort mit Tschingdera-Bumbum
auf dem internationalen Treffen
glänzte unser Spielmannszug,
wo in manchem Jahr schon früher
eingeheimst er Ruhm genug.
Der ihn leitete, Fritz Dziggel,
ein ging er zur ew'gen Ruh.
Kameraden, seine Seele
hört euch, glaub' ich, lächelnd zu ...
Lächelnd las auch wohl so mancher
Eisenbahner-Pensionär,
daß es um Lokführer-Nachwuchs
niemanden mehr bange wär':
Auf der kleinen Lok im Hoeschpark,
die in Ehren ausrangiert,
haben Hunderte von Jungen
den Beruf technisch studiert.
Mancher trägt von ihnen sicher
mal den Eisenbahnerrock
und strebt „von der Pike“ auf zur
Diesel- und Elektro-Lok.

Häkchen, krümmst du dich bezeit,
bringst als Haken du's mal weit.

Für zwei Wochen schloß die Tore
wieder unsre Lehrwerkstatt,
weil der Lehrplan wundervolle
Ferien vorgesehen hat.
Teils auf Burgen, teils in Zelten,
teils zu Wasser, teils zu Land
wird aus der Lehr-Kameradschaft
nun auch menschlich ein Verband.
Wer für Lehre und für Schule
heut' und morgen noch zu klein,
den lädt unser „Zoo des Nordens“
nun zu frohem Staunen ein.
Unter all den lieben Tieren
„Bimbo“ hat's uns angetan.
Bimbo schaut aus tiefen, samt'nen
Augen stumm und sanft uns an.
Bimbo, sind wir, kleiner Bruder,
nicht Packesel, so wie du?
Jeder Tag fügt zu den Lasten,
die wir tragen, was hinzu ...
Nur, wir sind nicht mehr imstande
(gerade, weil wir aufrecht gehn),
in die Zukunft so geduldig
(s' kommt, wie's kommen muß ...) zu sehn!

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'.

Kleine Betriebskunde

Zeichnungen von Wilhelm Hartung, Hamburg



Nicht mit dem Kopf durch die Wand . . . Das Telefon ist kein Blitzableiter Ein Lob zur rechten Zeit kostet nichts, aber es spornt an

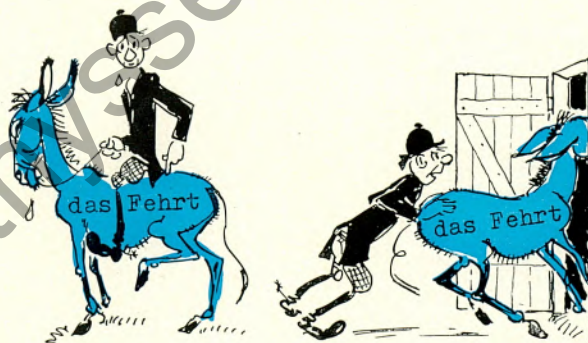


Gute Laune nicht am Fabrikator abgeben Arroganz ist ein schlechter Vorgesetzter Plumpe Vertraulichkeit schadet nur

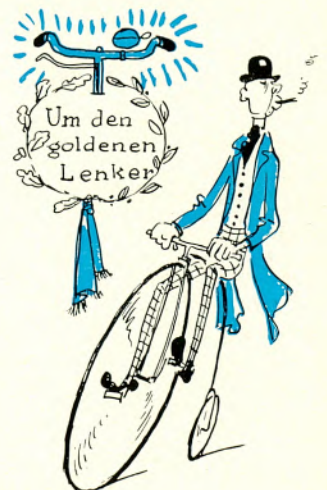


Fröhlichkeit steckt an

Miesepeter haben keine Freunde



Es ist besser, einen Fehler zuzugeben, als ihn zu vertuschen



„Radfahren“ im Betrieb verboten!



Nach der Arbeit — *Entspannung!*